

17. Heft | 31. August 1916

LUDWIG QUESSEL · QUO VADIS, GERMANIA?

BISMARCKS Ruhm als Meister politischer Kriegführung gründet sich nicht nur darauf, daß er es verstand sich in dem Krieg gegen Österreich in Italien einen Bundesgenossen zu verschaffen, dessen enge nationale Beziehungen zu Frankreich eine französische Intervention sehr erschwerten, sondern auch darauf, daß er sich noch während des Krieges von 1866 die Neutralität Österreichs und die Waffenhilfe der süddeutschen Staaten zu der kommenden Auseinandersetzung mit Frankreich (die ihm durch den alten historischen Anspruch Frankreichs auf Vorherrschaft und den Anspruch Deutschlands auf Gleichberechtigung unvermeidlich schien) sicherte, indem er den besiegten Gegnern einen ehrenvollen Frieden gewährte. Wer die Geschichte von 1866 kennt, wird der Ansicht vieler französischer Historiker, daß Bismarck den Krieg gegen Frankreich schon im Frieden von Prag gewonnen habe, nicht die Berechtigung absprechen können.

Wie vor 50 Jahren im deutschen Krieg so tritt uns auch heute im Weltkrieg die Neugestaltung der Dinge schon deutlich entgegen, ehe das blutige Ringen noch seinen Abschluß gefunden hat. Dem Charakter des Krieges als einer weltpolitischen Auseinandersetzung entsprechend beschränkt sich die Neugestaltung aber nicht auf Europa; sie greift auf die anderen Weltteile über.

Wir sehen, wie der Gegensatz zu Japan und die Hinneigung zu dem frühern Mutterland die Vereinigten Staaten von Amerika in ein immer engeres Verhältnis zu Großbritannien bringen. Wenn sie dennoch äußerlich an der Neutralität festhalten, so geschieht das vornehmlich aus dem Grund, weil man in Washington Komplikationen mit Japan befürchtet und andererseits wohl auch der Meinung ist, daß man, um mit den Worten des Herausgebers der English Review zu sprechen, »als exportierende neutrale Macht England wahrscheinlich mehr denn als kriegführende« helfen könne. Daß die Vereinigten Staaten faktisch England zur Seite stehen, zeigt neuerdings wieder der Plan einer amerikanischen Riesenanleihe für die Entente im Betrag von 16 Milliarden Mark, dessen Verwirklichung der Vorwärts vom 14. August 1916 als wahrscheinlich hinstellt. Die silbernen Kugeln, mit denen die Engländer Deutschland ins Herz treffen wollen, werden also jetzt zusammen mit der übrigen Munition in Amerika hergestellt. Noch deutlicher offenbart uns die erfolgreiche Agitation für preparedness, das heißt für gewaltige Rüstungen zu Wasser und zu Lande, in den Vereinigten Staaten, daß Eng-

land und Amerika aus diesem großen Krieg als machtpolitische Einheit hervorgehen werden, deren Spitze sich im Gebiet des Atlantischen Ozeans gegen Deutschland, im Gebiet des Stillen Ozeans gegen Japan richtet. Wer die Entwicklung des politischen Denkens in den beiden angelsächsischen Reichen seit langem verfolgt hat, dem kann ihr enger Zusammenschluß nicht überraschend kommen. Schon 1869 verkündete Charles Dilke die politische Einheit der transatlantischen Republik mit dem britischen Weltreich: »In Amerika werden die Völker der Erde zusammengeschmolzen, aber sie werden in englische Form gebracht«, sagte er in seinem imperialistischen Programm, in dem er Amerika, Australien, Indien »ein Größeres Britannien« bilden läßt. Die gleiche Überzeugung war in Chamberlain und seinen Anhängern in den neunziger Jahren fest verankert. »Ich weigere mich«, so rief Chamberlain aus, »irgendeinen Unterschied zwischen den Interessen der Engländer in England, in Canada und in den Vereinigten Staaten zu machen.« Wenn die Angelsachsen Amerikas aufstünden, um England zu verleugnen, so würden »ihre Sprache, ihre Gesichtszüge, ihre Lebensweise«, alles würde sich verbinden, um England anzuerkennen.¹⁾ Und wer jetzt, nach 2 Jahren Weltkrieg, die Kundgebungen der amerikanischen Presse zu der Riesenflottenvorlage und zur Schaffung eines Landheers sieht, muß erkennen, daß im Bewußtsein aller Angelsachsen Amerika für England und England für Amerika rüstet. Der Glaube der Angelsachsen an ihre Bestimmung die herrschende Rasse in der zukünftigen Geschichte der Welt zu sein hat für die englischsprechende Menschheit aufgehört ein bloßes Gedankenbild zu sein; es hat die Kraft eines politischen Programms erlangt, hinter dem die Wehrmacht von 150 Millionen Angelsachsen und der von ihnen beherrschten Völker steht.

Wie das amerikanische Flottenbauprogramm, dessen Ziel es ist den Vereinigten Staaten eine Schlachtflotte zu schaffen, die an die gegenwärtige britische heranreicht²⁾, so befindet sich auch die amerikanische Agitation für die preparedness zu Lande in völligem Einklang mit den britischen Bestrebungen sich gegen alle Überraschungen auf dem Gebiet der Kriegstechnik durch die Wehrhaftmachung der ganzen Nation zu schützen. In der deutschen Presse begegnet man freilich den amerikanischen Wehrpflichtplänen mit Unglauben. Wie wenig angebracht dieser jedoch ist, hat uns die Entwicklung der englischen Armee gezeigt. Als der Kriegsmann Kitchener in den Fluten der Nordsee versank, hatte er mit echt angelsächsischer Zähigkeit sein der Nation gegebenes Wort eingelöst. Das Millionenheer, das er den Franzosen in Aussicht gestellt hatte, und das ihnen zugleich jede Möglichkeit rauben sollte sich von der britischen Herrschaft wieder freizumachen, war da. Und wie Kitcheners Vorsatz während des Krieges ein Millionenheer aus dem Boden zu stampfen Wirklichkeit geworden ist, so wird, menschlicher Voraussicht nach, auch jener andere große Plan: die englische Insel durch einen Tunnel mit Frankreich zu verbinden, Wirklichkeit werden. Der Kanaltunnel soll die britischen Inseln vor der Aushungerung

¹⁾ Siehe Salomon *Britischer Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart* /Leipzig 1916/, pag. 10 ff.

²⁾ Über das amerikanische Flottenprogramm schreibt Bell et (*La puissance militaire des États-Unis*, in der *Revue de Paris*, 1916, 3. Band, pag. 170 f.), daß, wenn man die herzustellenden Munitionsvorräte berücksichtigt, sich seine Kosten auf 2600 Millionen Francs jährlich belaufen. Wenn dieses »wahrhaft enorme Programm« zur Ausführung gelangt, wird die Kriegsflotte der Vereinigten Staaten aus 27 Panzerschiffen 1. Klasse, 6 Schlachtkreuzern, 25 Panzerschiffen 2. Klasse, 10 Panzerkreuzern, einer Reihe von Aukklärern, 108 Torpedobootzerstörern, 18 Tauchbooten für die Hochsee, 157 Tauchbooten für den Küstenschutz und 20 Kanonenbooten bestehen.

durch eine Tauchbootblockade schützen, indem er England mit dem Festland verbindet und die Vorräte Afrikas und Asiens über die leicht zu schützende Meerenge von Gibraltar durch Spanien und Frankreich nach England führt. Das deutsche Tauchboot hat die britische Seeherrschaft insoweit entwertet, als nach englischem Eingeständnis die Verluste der englischen Handelsflotte durch den Gebrauch dieser Waffe leicht so groß werden könnten, als wenn zu ihrem Schutz eine Schlachtflotte überhaupt nicht vorhanden wäre.³⁾ Solange nun gegen das Unterseeboot kein neuer Schiffstyp gefunden ist, soll der Kanaltunnel die Antwort sein, er und die englischen Millionenheere, die schnell und sicher zur Blockade der deutschen Westgrenze nach Frankreich geführt werden können. Durch den Kanaltunnel wird England zur europäischen Kontinentalmacht. Gestützt auf Frankreich, mit der italienischen und amerikanischen Hilfe im Hintergrund, vermöchte es in einem zweiten Koalitionskrieg uns die Wehrmacht von 120 Millionen Menschen im Westen entgegenzuwerfen, wenn auch Amerika nur wieder als Munitionswerkstätte und Finanzfabrik Englands fungiert. Ob Frankreich sich aus der eisernen Umklammerung des Angelsachsentums wird befreien können, kann man heute noch nicht sagen, mag der Wunsch hierzu bei weitblickenden Franzosen immerhin vorhanden sein. Das Schicksal Portugals hängt drohend über dem Haupt der hochbegabten Nation. Möglich, daß es noch abgewandt wird, und in Deutschland wird man sicherlich Frankreich gern davor bewahrt sehen wollen. Kann man hierüber also auch noch nichts Bestimmtes aussagen, so wird man mit um so größerer Wahrscheinlichkeit einen Zusammenschluß Amerikas, und zwar des ganzen Kontinents, mit England in Aussicht zu nehmen haben.

Die Veränderungen im Verhältnis der Staaten und Völker zu einander haben sich in den letzten Jahrzehnten stets am sichersten im letzten Stadium eines Krieges erkennen lassen. Als die Vereinigten Staaten 1898 über Spanien herfallen, um ihm Cuba, Portorico und die Philippinen zu entreißen, da wird gegen Ende des Krieges in Washington bekannt gegeben, daß England sich verpflichtet habe die Monroeoktrin in ihrer Ausweitung über den amerikanischen Kontinent auf Westindien gegen jeden Angriff zu schützen. Durch die amerikanisch-englische Verständigung von 1898 ist eine Art Protektorat der Vereinigten Staaten über Lateinisch Amerika und die westindische Inselwelt errichtet worden. Und es ist wieder bezeichnend, daß gerade jetzt die Vereinigten Staaten, unterstützt von England, einerseits Dänisch Westindien, andererseits die Galapagosinseln zu kaufen suchen, um ihr Protektorat über Lateinisch Amerika militärisch zu sichern, nachdem durch die abermalige Erweiterung der Monroeoktrin im Jahr 1912 es den mittel- und südamerikanischen Staaten untersagt worden war »Landkonzessionen an Privatgesellschaften nichtamerikanischer Staaten an für Nordamerika militärisch wichtigen Punkten zu vergeben«. Denkt man daran, daß die Eisenbahnen in Süd- und Mittelamerika zumeist angelsächsisches Privateigentum sind, und gerade in Kolonialländern die Eisenbahngesellschaften es in ihrer Hand haben durch Linienführung und Tarifgestaltung ganze Erwerbszweige emporzuheben oder zu ruinieren, erwägt man ferner, daß die Vereinigten Staaten ihnen mißliebige Präsidenten der lateinischen Republiken durch Entfaltung von Bürgerkriegen stürzen oder ihren Einfluß lahmlegen kön-

³⁾ Siehe The Submarine, by a Naval Correspondent, in der National Review, 1916, pag. 449.

nen, so ist es schwer an die staatliche Selbständigkeit Lateinisch Amerikas in Zukunft zu glauben. Man muß vielmehr annehmen, daß dieses sich der angelsächsischen Koalition wird anschließen müssen. Daß die Tendenzen, die sich gegen Ende eines Krieges bemerkbar machen, für die Zukunft bestimmend sind, zeigte sich auch im japanisch-chinesischen Krieg. Bei dessen Beginn steht England an der Seite Chinas, das es als seinen Degen gegen Rußland ansieht, und es bereitet den Japanern alle erdenklichen Schwierigkeiten. In seinem letzten Stadium ist England schon der Freund Japans. Ein ähnliches Schauspiel bietet uns der russisch-japanische Krieg. Drohend steht in dessen erstem Abschnitt England hinter Japan und zwingt Frankreich zur Neutralität. Im letzten Abschnitt des Krieges sucht Amerika, und hinter ihm England, Rußland vor größerer Schädigung zu bewahren. Wie kurz vor Schimonoseki, so vollzog sich auch kurz vor Portsmouth hüben und drüben ein Frontwechsel in der auswärtigen Politik, der für die Entwicklung eines Jahrzehnts bestimmend wurde.

Wie liegen nun die Dinge heute? Es ist allgemeine Überzeugung, daß der Krieg sich in seinem letzten Stadium befindet. Aber wo sind auch nur die leisesten Anzeichen einer freundlichen Gesinnung gegen uns in den angelsächsischen Ländern zu erblicken? Englands Staatsmänner predigen gerade jetzt den Wirtschaftskrieg gegen die Zentralmächte nach dem Krieg. Die britische Presse aller Parteien zeigt unversöhnliche Gegnerschaft gegen Deutschland. Und Amerika verhält sich heute mehr denn je ablehnend gegen uns. Wie aber stehen die Dinge im Osten? Zeichnet sich unser Kriegsgegner Japan durch besondere Feindschaft gegen uns aus? Davon ist nichts zu bemerken. Kann Rußland, wenn es für seine rapid anwachsende Bevölkerung neue Räume in Asien sucht, gleichzeitig seine Eroberungspolitik nach dem Westen fortsetzen? Schwerlich. Mit den Völkern des Ostens haben wir mehr als 100 Jahre in freundschaftlichen Beziehungen leben können, bis das große Rußland sich zum Degen Englands in Asien machen ließ. Daß dieses Verhältnis aber irgendwelche Gewähr der Dauer in sich trägt, hat nur geringe Wahrscheinlichkeit. Mag der panslawistisch gerichtete Teil des Liberalismus weiter verzückten Auges nach Konstantinopel starren, so läßt sich doch nicht verkennen, daß eine breite, starke Strömung bereits gegen ihn flutet. Die Entwicklung im Osten zeigt uns den Weg, den wir gehen müssen, um uns vor der neuen Koalition, die England vorbereitet, zu schützen.

So wenig freilich wie im Westen deuten auch im Osten die Zeichen auf eine Rückkehr zu dem alten System staatlicher Isolierung hin. Der weltweite Charakter der modernen Auslandspolitik, dessen natürliche und unzerstörbare Grundlage die Weltwirtschaft ist, hat sich im Osten zum russisch-japanischen Zweibund ausgewirkt, dessen Machtsphäre sich über Asien und den Stillen Ozean weitet. Dieser Bund hätte die Vereinigten Staaten auch ohne die angelsächsische Solidarität an die Seite der stärksten europäischen Seemacht gedrängt. Im Grunde ist diese Entwicklung, die in dem Staatsvertrag vom 3. Juli 1916 über die Verteidigung der russischen und der japanischen Expansionsphären im Fernen Osten ihren Niederschlag fand, nur die Rückkehr zu einer Politik, die schon eine ganze Reihe von Jahren das politische Leben in Ostasien beherrschte. In Rußland rangen vor dem Krieg zwei Richtungen um die Herrschaft. Die Anhänger der sogenannten euro-

päischen Politik vertraten die Meinung, daß das russische Interesse einen entschiedenen Verzicht auf alle machtpolitischen Bestrebungen im eigentlichen Asien und die völlige Konzentration auf Kleinasien und das südöstliche Europa verlangen. Die Vertreter der sogenannten asiatischen Politik betonten umgekehrt, daß Rußlands wahre Interessen im Osten zu suchen seien und eine nach Kleinasien und Europa gerichtete Politik nur zu einer Katastrophe führen könne. Ein Parteigänger dieser Richtung, Baron Rosen, früher Gesandter in Belgrad, Tokio und Washington und Wittes rechte Hand bei den Friedensverhandlungen mit Japan, hat über diesen Gegenstand im Jahr 1913 eine geheime Denkschrift verfaßt, deren wesentlicher Teil nach den Angaben des frühern Dumaabgeordneten Alexinskij den folgenden Inhalt hat:

»Nach der Niederlage des letzten Krieges, schreibt Rosen, und unserer ganzen Politik im Fernen Osten, abenteuerlich geführt von Leuten, die sich nicht Rechenschaft ablegen von ihrer enormen Wichtigkeit für Rußland und dessen Interessen in jenen Regionen, scheint es, als ob in der öffentlichen Meinung sich die Idee tief verankert hat, daß Rußland von neuem das Zentrum seiner politischen Interessen in Europa suchen soll. Rosen hat andere Ansichten. Er glaubt, daß Rußland im Nahen Orient keine Mission zu erfüllen hat und die *slawische Idee*, die den russischen Interessen gar nicht entspricht, überhaupt keine reale Basis besitzt. Wenigstens hat der Kampf für diese Idee nur negative und schädliche Resultate für Rußland gehabt: Er zog es in den Krieg von 1877-1878, der den Boden für die Revolution vorbereitete; er war die Ursache der Erhaltung der Beziehungen mit Deutschland zur Zeit Bismarcks; er führte zur Auflösung des Dreikaiserbündnisses, das die Sicherheit der westlichen Grenze garantierte. Endlich, sagt Rosen, trieb diese Idee uns auch zum Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich, das uns auf Rußland völlig fremde Interessen festlegte, das heißt auf Frankreichs Revanchebedürfnis für Sedan und den Verlust Elsaß-Lothringens und in letzter Zeit auf Englands Antagonismus gegen Deutschland, der das Terrain sein wird, auf dem sich der nächste Krieg abspielt. Für Rosen ist die *große slawische Idee* nur eine Wortgymnastik von Schriftstellern und Rednern aus dem slawophilen Lager. . . Vom intellektuellen Gesichtspunkt aus ziehen es die Balkanlawen trotz einer ziemlich erkünstelten Geringschätzung natürlicherweise vor direkt und erster Hand aus den westlichen, hauptsächlich deutschen Quellen zu schöpfen. . . Was die unwiderstehlichen Sympathien der österreichischen Slawen für Rußland betrifft, so ist es nur zu offenbar, daß ihre Koketterien an unsere Adresse nur einen wesentlich egoistischen Zweck haben, das heißt der österreichischen Regierung mit dem Schreckbild des Panslawismus Furcht einzujagen, um von ihr die gewünschten Konzessionen zu erhalten. Unsere beständigen Annäherungsversuche an die österreichischen Slawen haben schließlich Österreich zu wenig erwünschten und selbst gefährlichen Annäherungsversuchen an die ukrainophilen Mazepisten und an andere dem russischen Reich feindliche Elemente getrieben, die verräterisch von der Zerstückelung Rußlands träumen. Baron Rosen spricht sich für eine Entente mit Österreich aus. Die einzige Ursache, die man für einen militärischen Konflikt mit Österreich überhaupt voraussehen kann, ist gerade die Opposition, die wir seiner Balkanpolitik machen. Dieser Antagonismus stammt von jenem für uns gefährlichen Zustand, dem es zugeschrieben werden muß, daß jedesmal, wenn eine Bewegung auf der Balkanhalbinsel sich bemerkbar macht, die Möglichkeit einer Intervention Österreichs als der durch ihre geographische Lage hauptsächlich interessierten Macht entsteht und für uns die Möglichkeit eines Konflikts mit ihr, als dessen Folge dann ein allgemeiner europäischer Brand auszubrechen droht. Rußland, meint Rosen, soll sich der österreichischen Durchdringung des Balkans anpassen. Österreich wie Deutschland befinden sich in einer Periode des Wachstums. Der einzige mögliche Ausgang für Österreich wird dieser Macht durch ihre geographische Lage bezeichnet: aus dem Deutschen Bund hinausgedrängt, hat sie ihre Blicke auf die Südslawen gerichtet. Der Trieb Österreichs nach dem Süden verletzt aber weder reale noch imaginäre Interessen Rußlands. Im Gegenteil, er wird dort hinreichenden Schwierigkeiten begegnen, um ihm den Wert freundschaftlicher Beziehungen zu Rußland empfinden zu lassen. Ein Bündnis Rußlands mit Deutschland erscheint Baron Rosen noch

notwendiger. Alliiert mit Frankreich und England, befindet sich Rußland in einem Deutschland feindlichen Lager. Rosen glaubt, daß die ganze Verantwortung für die Feindschaft zwischen den 3 Mächten nicht auf Deutschland sondern auf Frankreich und England fällt. In der ersten Reihe der Ursachen dieser gegenseitigen Feindschaft sehen wir den unversöhnlichen französisch-deutschen Antagonismus. . . Zu dieser Ursache hat sich in den letzten Jahren eine andere gesellt: der englisch-deutsche Antagonismus, sich gründend auf die kommerzielle, industrielle und koloniale Konkurrenz und auf die der maritimen Rüstungen. Diese beiden Motive sind jedoch den Lebensinteressen Rußlands absolut fremd. . . Rosen kann absolut nicht verstehen, weshalb die deutsche Vorherrschaft in Europa den Interessen Rußlands, das doch eher eine asiatische Macht ist, entgegengesetzt sein soll. Indem Rußland die Suprematie über den westlichen Teil Europas Deutschland überläßt und sich völlig desinteressiert zeigt gegenüber der Rivalität zwischen den europäischen Mächten auf dem Gebiet rein europäischer Interessen, sichert es sich seine westlichen Grenzen und bekommt freie Hand um seine Mission in Asien zu erfüllen.«⁴⁾ Dieses *asiatische Programm* Rosens erregte heftigen Widerstand in russischen liberalen Kreisen. Trotzdem ließ sich die russische Politik nur zögernd und widerstrebend auf die Bahnen drängen, die der unter englischem Einfluß stehende Liberalismus ihr wies. Heute hat es wieder den Anschein, als ob alle besonnenen, um die Zukunft des Russentums besorgten Elemente in Rußland bemüht sind die bewährten Wege der asiatischen Politik, auf denen sich Rußland fast ohne Opfer zum Weltreich erhob, wieder zurückzugewinnen. Ganz verlassen hat man übrigens diese Wege nie. Gerade in den letzten Jahren vor dem Krieg vollzog man in Ostasien die Annäherung an Japan, die, mag sie momentan durch die Kriegslieferungen an Rußland auch eine für England angenehme Seite erhalten, im letzten Grunde doch gegen England gerichtet war. Es ist für unsere Orientierung außerordentlich wichtig die Phasen dieser Annäherung uns zu vergegenwärtigen, um eine wirklich zutreffende Anschauung von den Entwicklungstendenzen der russischen Auslandspolitik zu gewinnen, die keineswegs, wie häufig angenommen wird, geradlinig nach einer Richtung verlaufen sondern, den Zeitumständen sich anpassend, bald nach dem Nahen bald nach dem Fernen Orient weisen, hier England, dort die Mittelmächte bedrohend.

Den Wendepunkt in den russisch-japanischen Beziehungen bildet das Jahr 1910. Als Rußland infolge seines von England dirigierten Zufahrens während der bosnischen Krise nahe an den Abgrund eines Krieges mit den Mittelmächten gebracht worden war, erlangten in Petersburg die Anhänger der asiatischen Politik zeitweilig die Oberhand. Dies hat zur Folge, daß Japan und Rußland gemeinsam sich 1910 energisch gegen das Eindringen des amerikanisch-englischen Kapitals in die Mandchurei wenden. Als Japan die Verständigung mit Rußland erzielt hat, schreitet es am 29. August 1910 zur Annexion Koreas. Spätere offiziöse Angaben lassen erkennen, daß Rußland hierzu seine Zustimmung nicht ohne Gegenleistung gab. Man weiß heute, daß jene Verständigung zwischen Japan und Rußland sich auf der Basis vollzog, daß »die äußere Mongolei und die nördliche Mandchurei ebenso als feste russische wie die innere Mongolei und die südliche Mandchurei als feste japanische Interessensphären beiderseitig anerkannt« wurden. In London begriff man sofort, daß Japan, wenn es keine russische Revanche mehr zu fürchten hatte, sich in erster Linie gegen das Eindringen der Amerikaner in Ostasien wenden würde. Das hätte aber für England sehr unliebsame Folgen haben können, da der Bündnisvertrag mit Japan vom

⁴⁾ Siehe Alexinski *La Russie et la guerre* /Paris 1915/, pag. 15 ff.

12. August 1905 im Artikel 2 England verpflichtete bei einem unprovokierten Angriff einer dritten Macht gegen Japan dem japanischen Bundesgenossen »sofort zu Hilfe zu kommen, den Krieg mit ihm gemeinsam zu führen und den Frieden nur in wechselseitiger Vereinbarung mit ihm abzuschließen«. Angesichts des provokatorischen Auftretens der Amerikaner gegen die *Gelben*, das die Japaner bisher der russischen Gefahr wegen zähneknirschend hingenommen, aber jetzt nicht mehr dulden wollten, war hier eine Gefahrenquelle für die angelsächsische Solidarität entstanden, die Edward Grey schnell zu verschütten entschlossen war. Obwohl der Bündnisvertrag von 1905 10 Jahre Geltung haben sollte, kam schon am 13. Juli 1911 ein neuer zustande, der England von der Verpflichtung befreit Japan militärisch zu unterstützen, wenn es von Amerika angegriffen werden sollte. Der neue Bündnisvertrag spricht zwar nicht direkt von Amerika. Aber man wußte natürlich in London, Tokio und Washington genau, wer gemeint sei, wenn dort in Artikel 4 gesagt wird, England und Japan seien übereingekommen, »daß keine Bestimmung in dem gegenwärtigen Vertrag. . . England die Verpflichtung auferlegen soll die Macht zu bekriegen, mit der ein Schiedsgerichtsvertrag abgeschlossen worden ist.«⁵⁾ Es erhebt sich nun aber die Frage, was Japan veranlaßte die alte Fassung des Vertrags preiszugeben. Rußland gegenüber brauchte es nach der Verständigung von 1910 die englische Waffenhilfe nicht mehr, weil eine russische Revanche nicht mehr zu befürchten war, und Amerika gegenüber wurde sie ihm versagt. Allen anderen Gegnern in Ostasien war Japan aber allein mehr als gewachsen. Was also hat Japan veranlaßt den für seine Interessen ziemlich wertlosen Vertrag von 1911 zu unterzeichnen? Die Ansichten darüber sind verschieden. Die einen meinen, Japan traute den Russen nicht recht, weil 1911 deren auswärtige Politik wieder ganz unter englischen Einfluß geriet. Andere sind der Ansicht, »daß bereits im Jahre 1911 Japan von England zum wenigsten die Erwerbung von Kiautschou und der deutschen Rechte an Eisenbahnen und Bergwerken in Schantung, vermutlich aber auch die Besetzung der deutschen Südseekolonien und die freie Hand in Nordchina zugesagt war«. Wir wissen heute, daß Japan von unseren Südseekolonien nur einen winzigen Bruchteil besetzen durfte. Bei der Eroberung von Kiautschou war aber, wie einwandfreie Zeugen berichten, den Japanern die englische Waffenhilfe durchaus unerwünscht, weil diese ihr Ansehen bei den Chinesen nicht heben konnte. Vieles spricht also dafür, daß das ausschlaggebende Motiv Japans für die Unterzeichnung des Vertrags von 1911 Mißtrauen gegen Rußland und seine damals wieder ganz proenglisch und europäisch orientierte Politik war. Erst im zweiten Kriegsjahr scheint Japans Mißtrauen geschwunden zu sein, und zwar in der Zeit, da die Anhänger der asiatischen Politik wieder die Oberhand in Petersburg gewannen. Damit ist nun aber auch gesagt, daß das Bündnis mit England zurzeit für Japan völlig gegenstandslos geworden ist. Man kann wohl sagen, daß Japan zurzeit zu England und Amerika in einem nicht weniger entschiedenen Gegensatz steht als Deutschland. Im zweiten Jahr des Krieges ist Wirklichkeit geworden, was der Engländer Dillon 1912 angstvoll als bevorstehend ankündigte: Rußland und Japan zusammen sind im Fernen Osten unüberwindlich.⁶⁾ Dieser englische Satz bedarf aber noch einer not-

⁵⁾ Siehe Hashagen England und Japan seit Schimonoseki, Essen 1915, pag. 63 ff.

⁶⁾ Siehe Dillon New China and the Re-Grouping of the Powers, in der Contemporary Review, 1912, pag. 727 f.

wendigen Ergänzung, auf die Baron Rosen in seiner Denkschrift bereits hingewiesen hatte. Diese beiden Mächte sind in Asien unüberwindlich, wenn Rußlands Westgrenze durch eine Verständigung zwischen Rußland und den Mittelmächten gesichert ist.

Welche Lehren lassen sich nun aus diesem Sachverhalt ziehen? Ich meine, daß angesichts der sich unter Englands Führung im Westen bildenden gewaltigen Koalition, der gegenüber das neue Mitteleuropa nach dem Krieg seine junge Existenz zu verteidigen haben wird, der Weg, den wir gehen müssen, klar vorgezeichnet ist. Alle politische Kunst muß heute dem Zweck dienen uns vor einem zweiten Koalitionskrieg zu schützen, den das Angelsachsentum jetzt schon vorbereitet. Die gewaltigen Rüstungen in den Vereinigten Staaten gelten uns und Japan, so schreit die angelsächsische Presse Amerikas laut durch die Gassen. Auch wenn sie minder laut wäre, würde das Ziel unschwer für uns zu erkennen sein. Daß Rußland dann nicht noch einmal den englischen Interessen dient, dafür hat die deutsche Politik zu sorgen. Die russische Gefahr für Mitteleuropa, kann, soweit sie wirklich vorhanden und nicht bloß eingebildet ist, durch gerechte Schonung russischer Lebensinteressen behoben werden. Wie Deutschland und Rußland als Nachbarreiche wirtschaftlich einander bedürfen, so ist der russisch-japanische Zweibund machtpolitisch auch darauf angewiesen, daß ihm im Westen keine Gefahr droht. Nur wenn England nicht mehr in der Lage ist Rußland gegen Deutschland und Deutschland gegen Rußland auszuspülen wird es auch Entgegenkommen gegen unsere Lebensinteressen zeigen müssen und vielleicht die Zwecklosigkeit eines zweiten Koalitionskrieges einsehen. Wie die Entwicklung der Weltwirtschaft und der Weltpolitik sich gestaltet hat, scheint es fast unmöglich zu verkennen, daß für Mitteleuropa der Weg zum dauernden Frieden nicht der sinkenden sondern der aufgehenden Sonne zuführt.

XX MAX SCHIPPEL · KOLONIALPOLITIK ZUR LINDERUNG DER ÜBERPRODUKTION ODER ZUR DECKUNG DES BEDARFS?



NSERE sozialdemokratische Parteiliteratur und sonstige Aufklärungsarbeit leidet, noch mehr als jede andere, an der vielverbreiteten wissenschaftlichen Kinderkrankheit: mit ein paar leichtfaßbaren allgemeinen Anschauungen und mit weiter darauf aufgebauten, oft mehr verwegen vorwärtsstürmenden als logisch haltbaren Schlußfolgerungen jederzeit genügend über die verschiedenartigsten geschichtlichen und politischen Ereignisreihen und deren letztentscheidende Triebkräfte unterrichten und Klarheit schaffen zu wollen. Gesellt sich vollends, wie so gern bei allen Massenbewegungen für Reformen, zu diesen jugendlich rasch fertigen Urteilen eine geradezu unbezähmbare Neigung stets gleich noch als leidenschaftlicher Ankläger und unerbittlicher Richter auftreten zu müssen, während man eigentlich dem ganzen wirklichen Getriebe der großen politischen Entwicklungen, mitwirkend wie miterlebend, bisher recht fernstand und weiter fernbleibt, so ist es am Ende unvermeidlich, daß zwischen den einleuchtendsten Lieblingsbehauptungen manches sozialdemo-

kratischen Kirchenlichts und den wesentlichsten Tatsachen der schnöden Erfahrungswelt die befremdendsten Widersprüche sich herausstellen.

Eines der schlagendsten Beispiele für diese wissenschaftliche Irrlichterei, die nach wie vor unerschüttert in nicht wenigen Köpfen herumspukt und auf die heute noch mancher vielbegehrte Schäfer Thomas seine unentwegten Anhänger einschwören möchte, bietet die einfache Zurückführung der modernen Kolonialpolitik, des *imperialistischen* Dranges nach außen, auf das, wie man sagt, unvermeidliche und doch in gewissem Sinn widernatürliche kapitalistische Streben sich von der innern Überproduktion künstlich, wie durch eine abgefäimte volksfeindliche Entfettungskur, befreien zu wollen. Alles hierbei Angeführte ist freilich naheliegend und auch den weniger Geschulten leicht eingänglich, weil es sich auf unsere geläufigsten Grundvorstellungen über die allgemeine Richtung der kapitalistischen Produktionsentfaltung und Verbrauchsverkümmerng stützt. Außerdem hat es unbestreitbar den Vorzug den antikapitalistischen Kampfes- und Reformeifer immer von neuem anzuregen. Man denke: die heutige Wirtschaftsordnung verschleudert an Wilde, was sie den eigenen Angehörigen vorenthält; »das ist eine Welt, das ist deine Welt«!



A besonders die Leipziger Volkszeitung seit Jahren diese ebenso altehrwürdige wie unergründlich tiefe Auffassung am lautesten verkündete, so sei ihrem leitartikelnden Ritter Bramarbas von der Pleiße zunächst das Wort gegeben:

»Die wirtschaftliche Entwicklung, die nie stillsteht, eilt heute im Zeichen des Imperialismus mit Schnellzugsgeschwindigkeit dahin. Seit fast 20 Jahren [!], seit 1894 [!], hat der internationale Kapitalismus eine nur von geringen Senkungen unterbrochene Aufwärtsbewegung durchgemacht, die einen ungeheuren Reichtum, eine unaßbare Warenmasse über die Welt schüttete. Wo ist sie geblieben? Die Arbeiterklasse konnte von ihr nicht mehr konsumieren als ihr Lohn ausmacht, und auch das Unternehmertum kann bei noch so raffiniertem Luxus nur einen bescheidenen Teil dieser ungeheuren Reichtümer verzehren. Was macht es mit dem Überschuß? Es muß ihn unbedingt verkaufen; denn wenn es ihn nicht los wird, kann es nicht mehr produzieren, und der ganze auf dem Lohnsystem beruhende Kapitalismus bricht zusammen. Es ist eine Lebensfrage für den Kapitalismus seine stets anschwellenden Reichtümer unterbringen zu können. Und es gelingt ihm schließlich. In den dem Kapitalismus noch nicht erschlossenen Gebieten findet er die Antwort auf seine Lebensfrage. Hier kann er seine überflüssigen Reichtümer los werden. . . Es geht dem Kapitalismus wie dem König Midas in der Fabel, der Hungers sterben mußte, weil alles, was er berührte, zu Gold wurde. So eilt der Kapitalismus von Erdteil zu Erdteil, von Land zu Land, um seine überschüssigen Reichtümer, die ihn ersticken, wenn er sie nicht los wird, an den Mann zu bringen. Aber immer enger wird der Erdkreis, immer schneller das Tempo der Kolonialgründungen und Siedelungen, immer furchtbarer wird der Konkurrenzkampf zwischen den großen Weltstaaten um die Absatzmöglichkeiten, immer wahnsinniger das Wettrüsten, und gleichzeitig immer höher wird der Warenreichtum, den die entwickelte Technik auf den Markt wirft und den die Kapitalisten unterbringen müssen. In dieser Epoche des Kapitalismus stehen wir jetzt. In den letzten 8 Jahren, um nur diese zur Illustration heranzuziehen, haben sich Umwälzungen vollzogen, von denen die wenigsten sich träumen ließen: der ostasiatische Krieg, die russische Revolution, die Revolution in der Türkei, die Revolution in China, die Aufteilung Persiens, die Aufteilung Afrikas, die beginnende Aufteilung der Türkei. Das alles sind Anzeichen dafür, daß wir uns dem Ende der kapitalistischen Epoche nähern. Wenn es von diesen Ländern nichts mehr zu zerteilen gibt: dann erstickt der Kapitalismus in seinem eigenen Golde, wie Midas, der König von Phrygien. . . Die Stunde der sozialen Revolution hat geschlagen.«¹⁾

¹⁾ Siehe den Leitartikel der Leipziger Volkszeitung vom 27. Juli 1912.

Noch wuchtiger und düsterer malt in der damals gleichfalls überradikalen Schwäbischen Tagwacht ein anderer klagender und anklagender Jeremias den ganzen unerhörten Widersinn des in »Verzweiflung und Wahnwitz« schuldbeladen dem Grab entgegenwankenden Kapitalismus. Er fußt dabei auf den »tiefgreifenden Untersuchungen« der Genossin R. Luxemburg über die Akkumulation des Kapitals und auf den, seines Erachtens »ganz neuen wichtigen Aufschlüssen, die wie gerufen kommen, um den blauen Dunst, den die Bourgeoisie sich und den anderen darüber einreden will, wegzublase«. Habe der Kapitalist, oder haben vielmehr seine Arbeiter, am Ende des Jahres eine vergrößerte Mehrwertmasse in Gestalt von Waren produziert, so erhebe sich für die Kapitalisten die Frage »Wohin mit der Fülle?« Seien die Waren, in denen der Mehrwert verkörpert ist, unverkäuflich, so habe das Kapital »für die Katz' gearbeitet«:

»Die Ware, in der sich der Mehrwert verkörpert, ist Mehrwert erst der Möglichkeit nach. Zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit lauern aber manche Fährnisse, und so schlägt das Kapitalherz bänglich. . . Geglückt ist die Profitmacherei erst, wenn die Ware abgesetzt, verkauft ist, wenn ihr unscheinbarer Warenleib sich in den blinkenden Goldleib verwandelt hat. . . Die Arbeiterklasse kann nach dem Grundgesetz des Kapitalismus kein Atom Mehrwert abnehmen. Sie ist Arbeiterklasse ja gerade dadurch, daß sie allen Mehrwert stets und ständig von sich entfernt und in die geräumigen Taschen des Kapitals befördert. Der Mehrwert wird mit eingebrenntem kapitalistischen Eigentumsstempel geboren. Die Arbeiterklasse ist von Gott und der kapitalistischen Natur bestimmt Nichtinhaberin des Mehrwerts zu sein. Sie ist auf den Arbeitslohn beschränkt. Die Kapitalistenklasse ihrerseits, die sich den Mehrwert angeeignet hat, kann Abnehmer nur für den Teil des Mehrwerts sein, den sie verzehrt, also immer nur für einen Teil des Mehrwerts. Aber den andern Teil des Mehrwerts, der zum alten Kapital geschlagen werden soll, den sie also nicht verzehren kann, wer erbarmt sich seiner, wer nimmt ihn ab? Die Kapitalisten selbst können ihn nicht abnehmen, und die Arbeiter noch weniger. . . Der Sprung des Mehrwerts aus dem Warenleib in den Goldleib muß gelingen, oder die Kapitalherrschaft selbst wird zum Todessturz vom Tarpejischen Felsen herab gezwungen.«

Auch hier blickt unser wilder Seher, prinzipiell geschult und innerlich gefestigt, auf den ruhenden tiefsten Untergrund aller wirren Geschehnisse an der ewig unruhig auf und ab schwankenden Oberfläche. Der unheimlich rasch wachsende Mehrwertsteil, der, einmal in Umlauf gesetzt, von den heimischen Klassen, Arbeitern und Kapitalisten, jederzeit verworfen zurückprallt, nach den unabänderlichen Grundzügen der einzig möglichen »Wertrealisierung« jederzeit zurückprallen muß; er wird »abgesetzt a u ß e rhalb des Kreises der kapitalistischen Produktion« an wohl oder übel aufzustöbernde »n i c h t kapitalistische Schichten«:

»Darum muß der Neger Kameruns, statt im Adamskostüm herumzulaufen, eine kapitalistisch produzierte Baumwolljacke anziehen, darum muß der türkische Bauer statt des Kienspans eine deutsche Lampe mit amerikanischem Petroleum brennen usw. In dieser Notwendigkeit (Notwendigkeit für das kapitalistische System!) Abnehmer für die jährlich erzeugten Mehrwertmassen zu finden haben wir das innerste Triebrad der kapitalistischen Weltpolitik entdeckt. Das Wachstum und damit die Existenz des Kapitalismus ist davon abhängig, daß immer neue Schichten nichtkapitalistischer Kulturkreise Abnehmer kapitalistischer Waren werden. . . Das Kapital wächst aber so rasch, das Bedürfnis nach nichtkapitalistischen Absatzmärkten für den Mehrwert steigt so sprunghaft, daß die allmähliche *friedliche* Einbeziehung nichtkapitalistischer Gebiete in seinen Bannkreis ganz unmöglich ist. Die Gewalt, Heer und Flotte müssen dem Kapital den Weg bahnen, heute, wie seit Beginn des Kapitalismus. . . Immer toller steigen die Rüstungen, denn es gilt den Kampf von kapitalistischer Nation gegen Nation um die letzten Reste der Lebensbedingungen des Kapitalismus. So groß auch diese Gebiete heute noch sein mögen, sie sind minimal gegenüber dem erreichten Umfang der kapitalistischen Produk-

tionskräfte und ihrer Ausdehnungsfähigkeit. Wahnwitzig sind diese Rüstungen — aber was bleibt der Verzweiflung übrig, wenn nicht der Wahnwitz?«²⁾

Daß es sich bei diesem Gedankengang um keine deutsche Sondererfindung handelt, weiß der Leser, und es könnte durch beliebig zahlreiche Wiedergaben auslandssozialistischer und internationaler Meinungsäußerungen oder ausdrücklicher Organisationskundgebungen belegt werden. Nur in der geringern oder stärkern Schroffheit und Einseitigkeit des Standpunkts würden sich neben und nach einander oft recht beachtenswerte Abweichungen bemerkbar machen. Sogar der Sozialismus junger überseeischer Länder, die selber noch untrennbar mit der eigenen heimischen, in Marxischem Sinn kolonialen Entwicklung verbunden sind, gefällt sich in den gleichen Urteilen, in ähnlichen drohenden Warnungen an das Kapital, das widernatürlich den Auslandsabsatz pflege und in entsprechenden Kampfaufforderungen an das, unverdorben und zielweisend dem Inlandsabsatz und der Hebung des Inlandsverbrauchs zustrebende Proletariat. Auch für die New Yorker Volkszeitung (vom 20. August 1898) ist beispielsweise das eigene Land »nicht mehr imstande den Mehrwertsapparat in gehöriger Funktion zu erhalten«; das Kapital könne »seine stetige Steigerung der Mehrwertsproduktion nicht fortsetzen«. Aber das nicht zu können bedeute den »Bankerott des Kapitalismus« oder, wie die Kapitalisten erklärten, den »Ruin des Landes«: »Um den Bankerott hinauszuschieben, muß der amerikanische Kapitalismus fremde Völker zwingen auf sich die überschüssigen Produkte abladen zu lassen, deren Konsum er seinen amerikanischen Arbeitern unmöglich macht. Er muß Eroberungspolitik treiben. Die Kapitalisten behaupten, daß es eine Frage der Selbsterhaltung sei. Aber das kann sich nur auf ihr Regime beziehen. . . Der Abfluß dieses Reichtums an fremde Völker kann für das Land nur eine Frage der Selbsterhaltung sein, solange es unter dem Regime steht, das die jetzige Situation geschaffen hat. Auf dem Spiele steht tatsächlich nur die Selbsterhaltung des Kapitalismus.«

Die Sozialistische Arbeiterpartei, die sonst die Fehde mit ihrem größern amerikanischen Rivalen nicht ungern sucht, stimmt hierin vollständig zu. Nur ist ihre Ausdrucksweise mehr dem derbern, ein wenig wildwestlichen Geschmack ihrer Industrial Workers of the World angepaßt:

»Die Kapitalisten Amerikas, um sich in der Lage zu erhalten im Ausland die Produkte zu verkaufen, um die sie die amerikanische Arbeiterklasse ausgebeutet und beraubt haben, sind bereit und willens die Mannheit Amerikas auf dem Schlachtfeld zu opfern. Sie sind bereit Angehörige Eurer Klasse zu morden, damit sie fortfahren können Eure Klasse auszubeuten. . . Um dem Krieg ein Ende zu machen, müssen wir uns organisieren, um dem Kapitalismus ein Ende zu machen. . . Die industrielle Organisation [der Arbeiter] würde schließlich die industrielle Regierung bilden, unter welcher die Produktion durch das Volk und für die Bedürfnisse des Volkes betrieben würde. . . Es würde [alsdann] keine Überschußprodukte geben, um auf ausländischen Märkten verkauft werden zu müssen, und folglich gäbe es auch keine Kämpfe um diese Märkte. Kapitalistische Produktion für Profit verursacht Kriege, soziale Produktion für den Verbrauch wird den Weltfrieden fördern. . . Organisiert Euch auf der Basis, niedergelegt von der Sozialistischen Arbeiterpartei und den Industrial Workers of the World mit Hauptquartier in Detroit.«³⁾



In einzelnen dieser Mitteilungen gewahren wir bereits die unausbleibliche Rückwirkung der theoretisierenden Auffassung auf das praktisch-politische Verhalten. Meist ergibt sich wie von selber die bekannte Kette von Folgerungen: An sich müßte die immer unbändigere heimische Überproduktion, die immer unerträglichere Überfüllung des heimischen Markts naturgemäß rasch zum Sozialismus

²⁾ Siehe den Leitartikel der Schwäbischen Tagwacht vom 5. April 1913.

³⁾ Siehe Müssen wir auch in den Krieg ziehen?, im Clevelander Volksfreund vom 17. Oktober 1915.

führen, zur Herausbildung einer Wirtschaftsordnung, in der Produktions- und Aufnahmefähigkeit wieder unmittelbar in Einklang stehen, in der das heimische Gesamtbedürfnis die Produktion und die Produktion den Gesamtverbrauch, unter Beseitigung der heutigen Klasseninteressenkonflikte und Marktkatastrophen, bestimmt. Der heutige unnatürliche Ausweg des Kapitalismus aus seinen tödlichen Verlegenheiten: die gewaltsame Aufbrechung und Eroberung fremder, nichtkapitalistischer Absatzgebiete, bewirkt demnach, vom Standpunkt der führenden europäischen Arbeiterklasse und der kommenden höhern Wirtschaftsordnung aus gesehen, weiter nichts, als daß auf diesem Weg die notwendige und befreiende höhere soziale Entwicklungsstufe vorläufig verhindert und bedauerlich verzögert wird. Der Imperialismus ist, wie wir das vermeintlich geistvolle Wort so oft hören mußten, in Absicht und Wirkung nichts als *Flucht vor dem Sozialismus*, dessen Stunde des Herrschaftsantrittes sonst viel früher schlagen oder richtiger: längst geschlagen haben würde. Unmögliches, über unsere Arbeiterklassenkräfte hinaus, können wir selbstverständlich nicht leisten. Aber was wir zu tun vermögen, sind wir auch zu tun verpflichtet: wir müssen den unnatürlichen, lediglich oder hauptsächlich von der Angst vor dem Sozialismus gewiesenen Ausweg, hinüber in die Kolonien, nach Möglichkeit zu sperren oder doch zu erschweren versuchen. Je mehr es so die Kolonialpolitik einzuschränken gelingt, desto mehr drängen die Verhältnisse ganz automatisch, wie Schicksalsschluß, in die Richtung zum Sozialismus, weil eben kein anderer, dritter erlösender Ausweg mehr bleibt. Umgekehrt ist jede durchzusetzende Ausdehnung der Kolonialpolitik ein abermaliger Schritt zur augenblicklichen und länger nachwirkenden kapitalistischen Rettung vor dem Sozialismus.

Auch für diese, allmählich schon kritiklos zur festen Überlieferung erstarrten Gedankengänge brauchen wir nur ein paar Beispiele zur Erläuterung aus der Fülle der Belege herauszugreifen. In einer Resolution des Generalkomitees der französischen Sozialdemokratie wurde seinerzeit der Stab über jede Kolonialpolitik gebrochen, weil »der einzige Zweck« dabei sei »in der Ferne neue Absatzmärkte für den durch die industrielle Überproduktion geschaffenen Überfluß zu eröffnen« und dadurch innerhalb der Länder Europas »die kapitalistische Herrschaft zu befestigen und zu verlängern.«⁴⁾ Unser Dresdener Parteiblatt, als es noch mit radikalstem Schneid geleitet war und jeden Tag eine Handvoll Resolutionen gegen meine miliz-, flotten-, kolonial- und handelspolitischen und sonstigen Verirrungen anregte, erblickte einen ganz außergewöhnlichen »sozialrevolutionären Scharfsinn« in der angeblich schon den Chartisten gebührenden »Entdeckung«, daß die Kolonialpolitik als »Ableitungskanal der zerstörenden Kräfte der kapitalistischen Entwicklung«, das heißt der sonst bis zum Zersprengen der kapitalistischen Hülle für den Kapitalismus revolutionär-gefährlichen Produktionskräfteanspannung, diene.⁵⁾ Ein andermal wurde hier die Sozialdemokratie dafür gepriesen, daß sie allein noch sich ernstlich den Flottenforderungen und der ganzen Überseepolitik widersetze:

»Wir erklärten . . ., daß die deutschen Arbeiter und Bauern ihr Geld selbst gebrauchen und verbrauchen können; daß die Erweiterung des innern Marktes, der Bedürfnisse


⁴⁾ Siehe Gegen die kapitalistische Kolonialpolitik, im Vorwärts vom 2. September 1900.

⁵⁾ Siehe die Politische Übersicht der Sächsischen Arbeiterzeitung (jetzt Dresdener Volkszeitung) vom 27. Januar 1898.

und der Kaufkraft der heimischen Bevölkerung die industrielle Entwicklung mehr fördern würde als alle Märkte des Stillen Ozeans, und das auch der eigentliche Zweck der Volkswirtschaft sein sollte; ... daß eine Erhöhung der Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit und Verminderung der Steuerlasten schnell jenen Marktüberfluß an Waren beseitigen würde, der jetzt die Kapitalisten in Verlegenheit bringt.«⁹⁾

Durchaus im Sinn dieser Anschauungen rief deshalb einer unserer tüchtigsten Wiener Genossen in einer großen Rede gegen den Imperialismus die Leipziger Arbeiter, unter stürmischen Beifallskundgebungen, auf: »vor dieser Barbarei sich zu behüten, die Expansionsbestrebungen des Kapitalismus einzudämmen, ihm die Flucht in die Kolonien zu verlegen, ihm in seinem Mutterlande, in Europa, die Schlacht anzubieten und ihn niederzuwerfen.«¹⁾

Man sieht: Der Ring der theoretischen Verwahrungen und der tatbereiten Opposition gegen jede und alle Kolonialpolitik erscheint mit solchen Begründungen ganz lückenlos folgerichtig geschlossen. Es fragt sich nur, ob die hierbei in letzter Linie zugrunde liegende allgemeine Auffassung selber nicht vollkommen irregeleitet und irreführend ist, und ob mit ihrer Widerlegung und Einschränkung nicht der ganze Oberbau von Beschuldigungen und Kampfansagen haltlos und heillos ins Wanken zu geraten droht. Sollten wir hier am Ende gar vor einer der Krankheitserklärungen stehen, ähnlich jenen, wie sie den Schäfer Thomas und seine mehr oder weniger gleichstrebenden Schüler und Nachfolger lange Zeit zu hervorragend volkstümlichen Gestalten emporhoben? Freilich nur, um diese Abgötter des Tages alsdann bei der ersten Modewendung wieder aus allen Himmeln des Ansehens und des gläubig-obergläubischen Vertrauens um so unbarmherziger herabzustürzen, ähnlich wie wir dies neuerdings mit so mancher andern eingebildeten Glaubensgröße erlebt haben?

 AS fesselnde inhaltreiche Buch der Kolonialgeschichte liegt heute in allen wichtigeren Abschnitten offen vor uns. In England, in Frankreich, in Amerika, neuerdings mehr und mehr auch in Deutschland stoßen wir auf glänzende Historiker der kolonialen Gesamtentwicklung wie der hierhergehörigen Einzelvorgänge. Die durchschlagenden Anlässe der überseeischen Ausbreitung heben sich bei jedem solchen geschichtlichen Überblick bis zur Greifbarkeit deutlich heraus. Selbst in der populären deutschen Literatur sind seit Peschel (von dem der vielgebrauchte Ausdruck ursprünglich stammt) die kolonialen »Lockmittel des Völkerverkehrs« oft genug geschildert worden. Aber die koloniale Entschleierung, Zivilisierung und Wirtschaftsbelebung ferner Erdstriche vorwiegend oder gar ausschließlich mit der europäisch-kapitalistischen Absatznot, die anschwellende kapitalistische Absatznot daheim mit dem beschleunigten Vordringen übersee in unmittelbarste und entscheidendste Beziehung zu setzen, das ist meines Wissens noch niemandem eingefallen, der an den ganzen Forschungsstoff jemals als unbefangener Historiker herantrat: ohne die Tendenz, aus dem Geschehenen erst nachträglich, zu bestimmten Zwecken der Gegenwart, etwas herausbeweisen zu wollen. Aber es gibt selbst nachträglich gar nichts im Sinn unserer Theoretiker der »Flucht vor Überproduktion und Absatznot« geschichtlich zu entdecken.

Als die ersten großen Kolonialvölker der modernen Zeit finden wir die

⁹⁾ Siehe den Leitartikel der Sächsischen Arbeiterzeitung vom 18. Juni 1900.

¹⁾ Siehe Renners Rede Gegen den Krieg, in der Leipziger Volkszeitung vom 14. November 1911.

Spanier und Portugiesen. Daß sie, früher oder später, jemals fürchten mußten von der Hochflut ihrer industriellen Erzeugnisse erstickt zu werden, daß sie aus dieser unheimlichen Furcht heraus zu den Bewohnern beider Indien, nach dem zentral- und südamerikanischen Festland, nach der blühenden Inselwelt der Südsee, wie von Furien verfolgt, hinübergetrieben worden wären: wer kann im Ernst auf einen solchen schnurrigen Gedanken auch nur einen Augenblick verfallen? Ganz im Gegenteil wird die ungenügende und vernachlässigte heimische gewerbliche Produktion oft genug geradeheraus als Quelle der Schwäche und des schließlichen Zusammenbruchs dieser dereinst größten Kolonialmächte mit Recht hervorgehoben. Und wenn sie an die liefernden und fronenden Eingeborenen schon widerwillig manches absetzen mußten, so arbeiteten sie mit aller, nur jenen Zeiten eigenen Brutalität und Gewalt lediglich darauf hin, daß es so wenig wie möglich sei. Seltsamer Drang der Absatznot!

Dagegen bedarf es wahrlich keines besondern fachmäßigen Wissens und Spürsinnens, um die tatsächlich wirksamsten Lockmittel der ursprünglichen iberischen Kolonialpolitik zu erkennen. Nach Ostindien, das als erstes großes Endziel aller neuzeitlichen Kolonisation anzusehen war, lockten vor allem die Gewürze: nicht die Gewürze, die man daheim in Überfluß produzierte und die man um jeden Preis anderen aufhalsen mußte, sondern die Gewürze, die man nach der Heimat und Europa herüberholte, und die damals, vor der Verbreitung von Reizmitteln wie Tee, Kaffee, Tabak, in unglaublichen Mengen von der ganz- und halbmittelalterlichen Kochkunst und Lebensmittelkonservierung verbraucht wurden. Nach Mexico, Peru, Chile und anderen Teilen Spanisch Amerikas lockten, wie man weiß, Gold und Silber: nicht die Edelmetalle, die man, weil im Inland allzu reichlich produziert, loszuwerden hoffte, sondern die man von drüben herüberzuschaffen, das hieß: entweder einfach durch Raub und Erpressung zu erbeuten oder im Notfall bergmännisch, jedoch abermals unter schlimmster Ausbeutung der meist gezwungenen Arbeiter, zu gewinnen trachtete. Sehr bald schießen weitere Kolonialneubildungen, innerhalb des durch päpstlichen Schiedspruch unendlich weit abgesteckten leeren Herrschaftsrahmens, bald hier bald da, bald sich förmlich überstürzend bald lahm und zögernd empor. Doch wahrlich niemals, wo und weil man eingeborene Käufer vermutete und je nachdem deren Kaufkraft günstiger oder ungünstiger schien, sondern wo und weil Klima und Boden dem Zuckerrohr, später dem Kaffee und Kakao, der Baumwolle, dem Tabak, schließlich der Viehzucht, sei es auch nur zur Gewinnung von Häuten, Hörnern und allenfalls von Trockenfleisch, günstige Produktionsstätten verhießen. Und wenn die Portugiesen unter d'Albuquerque und anderen Seefahrern und Reichsgründern sehr bald ihre großen Kämpfe gegen die Araber, die damaligen Handelsvermittler zwischen Indien und Kleinasien und damit den mittelmeerischen Handelsvölkern, unter schweren Blutopfern ausfochten, so fiel nicht ein Schwertstreich, um den Nebenbuhler im Absatz nach Indien zu treffen; alle Kräfteanstrengungen liefen vielmehr darauf hinaus die Gewürz zu führen, vom Orient nach Europa, tunlichst der eigenen Beherrschung und Ausnutzung zu unterwerfen.

Die scheinbar irrlichterierenden Zickzackvorstöße der Spanier in Zentral- und Südamerika erklären sich einfach aus den wirtschaftlichen Beutezielen, nach denen sie strebten. Das Mississippital, dessen Indianer kaum die ärm-

sten und kaufunfähigsten waren, ließen die Spanier verwaorlost beiseite liegen, weil sie zunächst nur nach Gold und Silber ausspähten. Erst lange nachher, unter glücklicheren und zäheren Nachfolgern, riefen die reichen Produktionsmöglichkeiten für die mehr und mehr begehrte (von Europa begehrte!) Baumwolle europäisch-amerikanische Kapitalisten in hellen Schwärmen nach den großen Stromniederungen. Argentinien ist erst seit dem zu erwartenden Aufschwung seiner Agrarproduktion, seit der Möglichkeit billiger Verfrachtung von Massengütern auf Eisenbahnen, Fluß- und Ozeandampfern, ein großes Neu- und Zukunftsland. Die Spanier beachtetes es wenig, während sie von den oft trostlos verlassenen Gewinnungsgebieten der Edelmetalle, im Innern bis hinüber nach Peru (zum Teil dem heutigen Bolivien), stets wie mit magischer Kraft angezogen wurden. In Brasilien kam die territoriale Entwicklung nur schwach und langsam in Fluß; vorwiegend in den mittleren Provinzen trieben die Portugiesen ziemlich dürftig Plantagenwirtschaft, Ackerbau und Viehzucht. Als aber am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts die Goldentdeckungen in Minas Geraes, in Matto Grosso und Goyaz sich rasch folgten (Brasilien nahm alsdann um die Mitte des 18. Jahrhunderts den ersten Rang unter allen Goldländern der Erde ein), da »bekam Südbrasilien das Übergewicht, das endlich auch politisch durch die Verlegung der Residenz des Vizekönigs von Bahia nach Rio de Janeiro im Jahre 1760 seinen Ausdruck fand.«⁸⁾ Der Absatz der eigenen heimischen Erzeugnisse spielte, wie man sieht, in der durchaus folgerichtigen Fortentwicklung der spanisch-portugiesischen Kolonialpolitik kaum irgendwelche Rolle; die Neugewinnung von Produkten war diesen ersten großen Trägern der neuzeitlichen Kolonialpolitik alles.

War es bei England, dem erfolggelröntesten, modernsten Gegenfüßler dieser weniger beweglichen iberischen Kolonialsysteme, irgendwie anders? Sah England in den Gewässern Neufundlands, denen es gen Westen, um die Wette mit Franzosen, Portugiesen und Basken anfangs mit Vorliebe zusteuerte, etwas anderes als die unerschöpflich reichen Fischgründe, mittels deren man, wie man hoffte, die bisherige holländische Zufuhr und Marktbeherrschung durch Eigengewinnung würde durchbrechen und ersetzen können? Suchte man an den nördlicheren Festlandsküsten Amerikas etwas anderes als Schiffsbau- und Schiffahrtsmaterialien (Pech, Teer, Holz, Hanf), dazu Pelzwerk und andere Schätze der Wildnis und des Waldes mittels des Indianerhandels, der aber nach englischer Absicht stets so viel wie möglich *Eintausch* und so wenig wie möglich *Absatz* war. (Nach einem bekannten Volkswort erhielt der Indianer seine heißersehnte alte Flinte erst dann, wenn er sie, aufrecht gestellt, von oben bis unten mit kostbaren Biberfellen zugedeckt hatte.) Bildete weiter südwärts in Virginien nicht die Entfaltung des Tabakbaues die Drehachse aller britischen Sorge und Fürsorge? War die westindische Politik, rein macht- und flottenpolitische Zwecke hier beiseite gelassen, vom kolonialen Zuckeraanbau oder von der britischen Absatzverlegenheit diktiert? Holte man aus Ostindien Waren und Werte herbei, oder lud man dort um jeden Preis daheim unverkäufliche, weil maßlos überproduzierte Waren ab?

Oder von europäischen Einzelländern und überseeischen Einzelgebieten abgesehen: ist es ein Zufall, daß wir keinen einzigen kolonialen Erdstrich

⁸⁾ Siehe Supan Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien /Gotha 1906/, pag. 112.

nach hervorragenden Absatzgelegenheiten benannt finden, daß dagegen Neben- und Hauptbezeichnungen nach den hervorstechendsten kolonialen Produktionen und Lieferungen in Hülle und Fülle aufkamen und zum Teil noch immer fortbestehen: die Pfeffer-, die Elfenbein-, die Goldküste, die Gewürz- und Nelken-, die Zuckerinseln und ähnliches? Dies ist so wenig ein Zufall und liegt so sehr im Wesen aller dieser kolonialen Beziehungen, daß selbst der Genosse K. Kautsky gelegentlich nicht umhin kann einzusehen und einzuräumen: »Im 17. und 18. Jahrhundert waren die Kolonien wertvoll als Lieferanten.« Freilich tritt unser ewiger Echternacher SpringprozeSSIONIST darauf sofort seinen schuldigen zielbewußten Rückhupf an: »heute«, also wohl seit dem 19. Jahrhundert, betrachte man die Kolonien, »wenn auch in sehr übertriebenem Maße, wertvoll als Märkte.«⁹⁾

Aber wo ist selbst in den letzten Jahrzehnten von dieser Jagd nach dem neukolonialen Markt, von dieser Überseeflucht vor der Überproduktion und vor dem einzig rettenden heimischen Ausweg, dem Sozialismus, das geringste bei der wirklichen Inangriffnahme und Fortbildung von großen kolonialen Unternehmungen jemals zu beobachten? Die wichtigsten Kolonialerschließungen betrafen im 19. Jahrhundert bis herab zu unseren Tagen geradezu in allererster Linie Einöden, in denen selbst die Wilden kaum als Köpfe, geschweige denn als zahlungs- oder tauschfähige Wirtschaftshäupter zählten: man denke an Australien und seine großen Nebeninseln, an Canada, an den ganzen nordamerikanischen Mittelwesten und Fernwesten. Der grundsätzliche Kolonialgegner, ob Parteigenosse oder nicht, hätte oberflächlich seinerzeit vollkommen recht gehabt, wenn er damals nach berühmten späteren Mustern die weise Frage aufgeworfen und feierlich erörtert haben würde: was man an die Eingeborenen, die als Menschenexemplare und vollends als Käufermassen kaum überhaupt da waren, denn jemals absetzen wolle. Aber Kalifornien, oder Alaska und Westcanada, oder Victoria und Westaustralien entwickelten eben ihre Goldproduktion, durch Kolonisation und Übersiedelung. Der amerikanische Mittelwesten, das canadische Innere, die riesenhaften australischen Küstenstriche und Innenniederungen entwickelten ihre Mais- und Weizen erzeugung, ihre Viehweiden und Schafzucht, durch Kolonisation, Einwanderung und Übersiedelung. In tropischen und halbtropischen Urwäldern, Dschungeln und Wüsteneien war sicherlich nichts abzusetzen, aber um so mehr herauszuholen an Farb- und Luxushölzern, an Kautschuk und Elfenbein, an Kopra und Palmöl, an Zinn und Kupfer, an Roh- und Hilfsstoffen, die wir, vermeintlich unter jeder Art von Überproduktion zusammenbrechend, gar nicht entbehren können und die wir in immer unbegrenzteren Massen, bei Strafe unserer Verkümmerng, unbedingt nötig haben und unter Umständen gierig verlangen für die Aufrechterhaltung und Höherentfaltung unserer heimischen Produktion. Und wie unser persönlicher Bedarf, der, soweit er zahlkräftig ist, vermeintlich von der heimischen Produktion schon maßlos überholt wäre, ohne die kolonialen Zufuhren von Tee, Kaffee, Kakao, Tabak, Petroleum, Zucker (für die auf den Rohrzucker angewiesenen europäisch-amerikanischen Länder) gar nicht mehr zu befriedigen wäre, wurde hier oft genug dargestellt. So darf ich, abgekürzt, wiederholen, was ich vor einigen Jahren an dieser Stelle schrieb:

⁹⁾ Siehe Kautsky's Vorrede zu *Atlanticus Produktion und Konsum im Sozialstaat* /Stuttgart 1898/, pag. XXIII.

»Wie haben wir uns die Aufschließung, die Angliederung dieser ungeheuren Neuländer an den europäoamerikanischen Wirtschaftskulturkreis vorzustellen? Jagte der Pedlar, der Hausierer unablässig mit seinem Kramkasten und seinem Planwagen hinter der widerspenstigen, kaufunlustigen Rothaut her, erst über den Mississippi und Missouri hinüber, dann bis an den Yellowstone- und Schlangenfluß, schließlich über das Felsengebirge hinweg zum Columbia-, Sacramento- und Joaquinstrom? Nahmen Indianer und Büffel Reißaus, weil sie den Absatz nicht vertragen konnten? Und legte das Handels- und Industriekapital oder zuletzt gar das dreimal vermaledeite Finanzkapital schließlich deshalb Beschlag auf die Dutzende von Innen- und Westküstenstaaten, weil es (der Zusammenhang bleibt freilich vollkommen unverständlich) nunmehr den nirgends merkbaren Absatz, koste es was es wolle, Kopf und Kragen, erzwingen wollte? . . . War es anderwärts anders? Hatte es jemals Sinn und Verstand den Kaffern und Hottentotten in Südafrika mit der europäischen Überproduktion nachzulaufen? Ist Südafrika etwa nach diesen närrischen Lauflinien erschlossen und kolonisiert worden? Oder geschah die erste schrittweise, dann rapide Erschließung nach den Marschlinien der burischen Farmproduktion, dann vor allem des Goldbergbaus, der Diamantiengewinnung? Folgte der Absatz nicht dieser Entfaltung der Produktionszweige, die ihrerseits wieder eine Kaufkraft auch der Eingeborenen (durch Heranziehung zur Lohnarbeit oder zur Lebensmittellieferung) erst schufen? Ist Australiens Aufschluß eine Geschichte des immer hartnäckigern Vorstoßes der Exporteure, Kauffleute und Hausierer gegen Australneger und Maori? Oder eine Geschichte der Goldlagerausbeute, der Schafzucht, des Ackerbaus, die wiederum ihrerseits ein reiches kommerzielles Leben und blühenden Absatz erstmals ermöglichten? Zinn- und Kautschukproduktion bestimmen wesentlich die englische Ausbreitung nach den Verbündeten Malaienstaaten. Der Kautschuk der Tropen (die Lieferung nach Europa, nicht der Absatz Europas dorthin) entschied über die Schicksale äquatorialer Flußgebiete wie Amazonenstrom und Congo; was die bloße Unterbringung des europäischen Überfetts anlangt, so hätten diese Erdstriche noch lange in alter Ruhe und Unberührtheit dahinträumen können. Und so könnte man alle größeren und wichtigeren Kolonialerdstriche im einzelnen durchgehen, das Bild ihrer Erwerbung und Entfaltung bliebe im Grunde überall das selbe. Die ganze Absatzphilosophie entpuppt sich bei näherem Zusehen überall als kindlichste Gedankenlosigkeit.«¹⁹⁾



SCHLIESSLICH, sollte man nicht vergessen, gibt es eine Statistik der kolonialen Handelsbeziehungen, bei der man sich in Zweifelsfällen immerhin einigen Rat holen kann. Findet hier die Theorie der kapitalistischen Verzweiflung und Verschleuderung irgendwelchen Anhalt? Spiegelt sich die allseitige krampfhafteste Ausfuhrbemühung des alten übersättigten Europas und vollends der Hauptindustriestaaten irgendwie in den Außenhandelsziffern ab?

Ganz im Gegenteil: Das Kennzeichen so gut wie aller sich normal entwickelnden Kolonien ist, daß sie weit mehr ausführen als einführen, daß sie, mit anderen Worten, weit höhere Werte in den kapitalistischen Weltmarkt einwerfen als sie aus ihm, als Gegenleistung, heraus schöpfen, daß sie also, um in der Redeweise unserer grundsätzlichen Kolonialopposition zu bleiben, die vermeintliche Überfüllung des Weltmarktes, die vermeintlichen Leiden der Überproduktion höchstens noch steigern, aber nicht lindern. Zuguterletzt müßten wir also noch annehmen (doch hier wird selbst unsere Parteiradikalsten, Leipzig eingeschlossen, wahrscheinlich der Mut der Konsequenz verlassen): daß die Kolonien uns dem Sozialismus, der nunmehr die einzige Rettung vor den Erschütterungen der noch furchtbarer gewordenen Überproduktion bleibt, lediglich näherbringen. . .

Als bedeutendste und im kapitalistischen Sinn immerhin noch zweckdien-

¹⁹⁾ Siehe meinen Artikel Imperialismus und Manchesterium, in den Sozialistischen Monatsheften, 1912, 3. Band, pag. 1101 ff.

lichste Kolonie gilt gerade den meisten unserer grundsätzlichen Kolonialgegner gewöhnlich I n d i e n. Indien aber hatte eine Einfuhr, nahm also vom Weltmarkt auf (entlastete nach unseren Theoretikern den Weltmarkt) und entwickelte andererseits eine Ausfuhr, führte also dem Weltmarkt zu (vermehrte seinerseits den Druck auf den Weltmarkt)¹¹⁾:

Jahr	Einfuhr in Millionen Mark	Ausfuhr
1909	1636	2460
1910	1783	2742
1911	1921	2958
1912	2221	3218
1913	2550	3258

Dieser gewaltige Überschuß der Ausfuhr ist nicht eine zeitweilige, vergängliche Abweichung sondern eine ganz grundlegende, für die Stellung Indiens zu Europa und zum Weltmarkt grundsätzliche Erscheinung. Die britische Regierung selber veröffentlicht hierüber folgenden Überblick ¹²⁾:

Durchschnitt der Jahre	Einfuhr in 1000 Pfund Sterling	Ausfuhr
1880-1881 bis 1884-1885	33 754	52 964
1885-1886 „ 1889-1890	40 798	59 168
1890-1891 „ 1894-1895	45 647	67 623
1895-1896 „ 1899-1900	46 956	69 100
1900-1901 „ 1904-1905	55 745	87 336
1905-1906 „ 1909-1910	77 297	111 943

Infolge der staatlichen Forderungen des Mutterlandes an den Pflanzstaat ist die Zahlungsbilanz zwar nicht gleich günstig; trotzdem zieht, wie man weiß, Indien alljährlich enorme Edelmetallmassen, neuerdings mehr und mehr Gold, an sich: den »Sprung aus dem Warenleib in den Goldleib« erleichtert es also dem alten kranken Europa insoweit in keiner Weise; viel eher trägt es zum Gegenteil bei.

Für A u s t r a l i e n gestaltete sich das Bild des überseeischen Außenhandels nach dem Amtlichen Bundesjahrbuch folgendermaßen ¹³⁾:

Jahr	Einfuhr in Pfund Sterling	Ausfuhr	Ausfuhr in %, der Einfuhr
1901	42 434 000	49 696 000	117,1
1906	44 745 000	69 738 000	155,9
1910	60 014 351	74 491 150	124,1

Für Britisch Südafrika belief sich die Einfuhr von Handelswaren 1913 (respektive 1912) auf 40 353 889 (37 611 816) Pfund Sterling, andererseits die Ausfuhr südafrikanischer Erzeugnisse auf 67 903 487 (63 932 419) Pfund Sterling. Selbst wenn man zur rein wirtschaftlichen Wareneinfuhr

¹¹⁾ Siehe das Deutsche Handelsarchiv 1914, 2. Teil, pag. 832. Hinzugefügt wird hier: »Eine ganz exakte Handelsbilanz läßt sich für Indien aus dem Grunde schwer aufstellen, weil in den Statistiken der Seehandel und der Landhandel getrennt behandelt werden. Der letztere ist indessen so klein, daß er außer Betracht gelassen werden kann, ohne daß das Gesamtbild dadurch wesentlich verändert würde.«

¹²⁾ Siehe die Drucksachen des englischen Parlaments, 1913, Nummer 220: Progress and Conditions of India 1911-1912, pag. 285.

¹³⁾ Siehe das Official Yearbook of the Commonwealth of Australia, Nummer 5, 1912, pag. XXXII.

die Einfuhr für Rechnung der Regierungen hinzufügt (1913 3 345 105, 1912 2 857 946 Pfund) bleibt der vermeintliche Mehrdruck auf den Weltmarkt ein ganz überraschender.¹⁴⁾

Für Ägypten wurde verzeichnet¹⁵⁾:

Jahr	Einfuhr in ägyptischen Pfund Sterling	Ausfuhr
1912	25 907 759	34 574 321
1913	27 865 195	31 662 065

Vielleicht sucht man einzuwenden: im Verhältnis zum allgemeinen internationalen Weltmarkt möge dieser Grundzug aller normalentwickelten Kolonien vorhanden sein. Aber im besondern Verhältnis zum Mutterland, für dessen besondere Kolonialpolitik treffe am Ende doch das Gegenteil und damit die eingangs dieses Artikels erwähnte theoretische Auffassung zu. Doch auch dieser Einwand, der an sich nur eine leere Ausflucht und ohne jeden wesentlichen Belang für den Kern unseres Problems sein würde, bestätigt sich keineswegs. Denn Großbritannien führte im ganzen von seinen *britischen Besitzungen* ein und führte dahin aus¹⁶⁾:

Jahr	Einfuhr in 1000 Pfund Sterling	Ausfuhr
1907	154 706	138 144
1908	128 136	126 765
1909	145 252	127 238
1910	170 450	147 303
1911	171 260	158 844
1912	186 013	177 093
1913	191 516	195 307
1914	188 075	171 598

Es lohnt sich wohl diese ganze Frage später einmal für sich und ausführlicher zu behandeln. Aber für jeden geschulten Volkswirt und für jeden, der von der Produktionsbedeutung aller (wirtschaftlichen, nicht rein machtpolitischen) Kolonien ausgeht, ist das eben Entwickelte eigentlich ganz selbstverständlich. Denn als Schuldner- und Anlageländer (um ihre an Europa schuldigen Leihkapitalzinsen und die, abermals dem pflanzstaatgründenden und -leitenden Europa zufallenden Unternehmerprofite zu begleichen) liefern ganz naturgemäß die Kolonien mehr Waren als sie Waren abnehmen. Das ist normaler Weise, von zeitweiligen Störungen und vergänglichen Übergangszuständen abgesehen, die Stellung der Pflanz- und Propfländer zum zentralen europäischen Kapitalismus; nicht das Umgekehrte. Was uns unsere *prinzipiellen Kolonialgegner* darüber lehren, ist wirtschaftlich-theoretisch ebenso abgeschmackt und widersinnig wie es den einfachsten alltäglichen Erfahrungstatsachen geradezu ins Gesicht schlägt. Es ist Krankheitserklärung und Krankheitsheilung à la Schäfer Thomas. Und man beurteilt hier als Krankheit, was nichts ist als eine ganz normale Lebens- und Gesundheitsäußerung.

XX

¹⁴⁾ Siehe die Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft, herausgegeben vom Reichsamt des Innern, vom 22. April 1914: Britisch Südafrika.

¹⁵⁾ Siehe die in Note 14 zitierten Nachrichten vom 10. Februar 1914: Ägypten.

¹⁶⁾ Siehe die in Note 14 zitierten Nachrichten vom 17. April 1915: Großbritannien.

ERNST DRAHN · ABRÜSTUNG, MILIZ, ALLGEMEINE WEHRPFLICHT



ER die Resolutionen der Internationale über Krieg, Frieden und Heerwesen vom Lausanner Kongreß /1867/ an bis auf heute und die der Parteitage der deutschen Sozialdemokratie einer Durchsicht unterzieht, wird die heillosen Widersprüche klar genug erkennen, die sie in allem, was militärische Fragen anlangt, enthalten. Bald ist es die strikte Ablehnung aller kriegerischen Tätigkeit überhaupt bald der Ausdruck von Abrüstungswünschen bald die Anerkennung der Notwendigkeit einer organisierten Landesverteidigung, und dazwischen hinken allerlei Vorschläge nach dem Rezept »Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß!« Es liegt klar zutage, daß es sich bei allen diesen Beschlüssen um Kompromisse zwischen den verschiedenen Strömungen, in der Internationale sowohl wie in der deutschen Sozialdemokratie, handelt. Bald drückt der radikale, bakunistisch angehauchte Flügel seine Ansicht durch, bald sind es die verschiedenen Abstufungen der rechts davon Stehenden, die eine Mehrheit zu diesem oder jenem zustande bringen. Ein wirkliches Verständnis militärischer Notwendigkeiten ohne utopischen Beigeschmack vermißt man in allen solchen Beschlüssen.

Etwas anderes aber kann man auch noch bei allen Verhandlungen über Militärfragen feststellen: Es ergreift fast niemals jemand das Wort zur Sache auf Grund militärischer, praktischer oder genügend theoretischer Vorbildung. Selbst im deutschen Reichstag fehlt bei den Rednern der Partei zum Militäretat gewöhnlich diese eigentliche Vorbedingung, um Heeresfragen zu behandeln. Man glaubte bisher auch ohne diese elementare Voraussetzung auskommen zu können. Die Folgen sind natürlich Unklarheit in der Behandlung der Materie. Und doch war in der Internationale sowohl wie unter den deutschen Parteigenossen ein Mann, dessen Name überall einen guten Klang hat, der sachverständig in militärischen Fragen war, und der eine ganze Reihe von Schriften über Kriegstechnik, Kriegsgeschichte und Heeresorganisationsfragen verfaßt hat: Friedrich Engels. Noch heute ist das Wenigste davon weiteren Kreisen bekannt. Mit ein paar Briefstellen, mit den Broschüren Die preußische Militärfrage und Kann Europa abrüsten?, den paar Seiten im Antidühring schließt gewöhnlich die Kenntnis der militärischen Schriften Friedrich Engels'. Es möchte scheinen, als ob unser Autor so nebenbei auf militärischem Gebiet auch einige literarische Abstecher gemacht hätte, während doch Engels' Schriften über Heeresorganisation und Kriegstechnik (neben Biographien Napoléonischer Heerführer, Blüchers, Bolivars) tatsächlich ganze Bände einnehmen, ganz abgesehen von dem gewaltigen Material über die aktuelle Kriegsgeschichte seiner Zeit, von dem trotz dem Briefwechsel bisher nur ein kleiner Teil bekannt ist. Erst im zusammenhängenden Überblick erkennt man den Umfang des militärischen Wissens, das Friedrich Engels besaß, und das die Voraussetzung dafür bildet ihn für eine spätere Praxis bei der Stellung der Partei zu Heeresfragen mit Erfolg heranzuziehen.

Einen Maßstab für die Würdigung der Studien Friedrich Engels' bietet ein Komplex von Arbeiten, die er für Marx in den Jahren 1859 bis 1863 übernahm, um dem materiell so schwer bedrängten genialen Freund die Zeit für

seine wissenschaftliche Grundlegung der politischen Ökonomie zu schaffen. Es sind dies die Artikel über die Geschichte der Heeresorganisation in Ripley und Danas' *New American Cyclopaedia*, die in den Jahren 1860 bis 1863 in New York erschien. Man ist bisher mit der Bemerkung »Brotarbeit für ein Konversationslexikon« über sie hinweggegangen. Wer aber weiß, daß diese Enzyklopädie in ihrer ganzen Anlage weit über den Rahmen einer lexikalischen Worterklärungssammlung hinausgeht, wird nicht weiter erstaunt sein, daß auch die Engelsschen Abhandlungen einen viel größeren Umfang und Wert zeigen als etwa die Spalten über die gleichen Themata im Meyer oder im Brockhaus von heute. Schon die Urteile Marxens (der kein Bedenken trug dem Herausgeber des Werkes gegenüber dadurch, daß er sie zeichnete, auch die Verantwortung für ihre Qualität zu übernehmen) in seinem Briefwechsel mit Engels lassen uns das erkennen. Ihr Umfang ist zudem, allein in den Hauptartikeln (Heer, Flotte, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Befestigungswesen), ungefähr gleich dem Volumen der Mehringschen Lessinglegende, das heißt über 25 Bogen im Oktavformat. Nimmt man noch einige spätere Artikel aus dem *Volunteer Journal* und der *Pall Mall Gazette* hinzu, so hat man eine vollständige, gemeinverständliche Geschichte des Heerwesens und der Kriegstechnik vom Altertum bis in die Zeit von 1870, wie wir sie bisher in unserer Parteiliteratur noch vermißten.

Man hat mit dieser Artikelreihe die Basis, die Kenntnis der Detailstudien, um die späteren Schriften Friedrich Engels' über Heeresreformen zu würdigen. Auch diese Schriften waren eine Zeitlang so gut wie vergessen, und wer sie sinngemäß zu zitieren wagte, wie etwa Genosse Schippel, zog sich mit Sicherheit den Zorn der sozialistischen *Militärsachverständigen* à la K. Kautsky zu. Auf alle solche Versuche die wirklichen Gedanken Friedrich Engels' klarzulegen erscholl betäubend ein Geschrei »Die Miliz ist die Miliz«, ohne eine Begriffsbestimmung des auch von Engels, aber anders als im landläufigen Sinn, gebrauchten Terminus zuzulassen. Die schweizerische Heeresverfassung war für die Sozialdemokratie schlechtweg die Miliz, war das A und O des Brauchbaren bei allen denen, die über bloße Friedens- und Abrüstungspostulate nicht hinausgingen, während Engels sich eine auf allgemeiner Volksbewaffnung beruhende Miliz wesentlich anders vorstellte. 1868 spricht er von »einer nationalen Militärorganisation irgendwo zwischen der preußischen und schweizerischen in der Mitte«. 1870 sagt er in dem englischen Artikel *Wie man Preußen bekämpfen kann*: »Der Hauptpunkt [einer fortgeschrittenen Heeresorganisation] ist, daß das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht auch wirklich durchgeführt wird.« Und 1893 sagt er am Schluß seines Vorworts zu *Kann Europa abrüsten?*: »Ich schließe die Verwechslung des hier vorgeschlagenen Milizsystems mit irgendwelcher bestehenden Miliz, zum Beispiel der schweizerischen, ausdrücklich aus.«

Engels identifiziert also im wesentlichen den Begriff Miliz mit der allgemeinen Volksbewaffnung oder der wirklich durchgeführten allgemeinen Wehrpflicht, und er lehnt namentlich auch die von Kautsky-Schoenlank in ihren Grundsätzen und Forderungen als vorbildlich bezeichnete »schweizerische Heeresverfassung« ab. Ohne selber ein vollständiges System aufzubauen, läßt er dem Einfluß der natürlichen Entwicklung Raum, um von Stufe zu Stufe das zu erreichen, was der fortgeschrittenen Staatsent-

wicklung und Kriegstechnik entspricht. Auf eines nur legt er den gehörigen Nachdruck, denn ohne diese eine Vorbedingung hält er den Fortschritt zur »wirklichen allgemeinen Wehrpflicht« für unmöglich: Es ist dies die militärische Ausbildung der gesamten männlichen Jugend.

XX

EDMUND FISCHER · DIE GEWERKSCHAFT ALS ELEMENT DER SOZIALISIERUNG



AS Werden der sozialistischen Gesellschaft zeigt sich auf allen Gebieten. Im Schoß der kapitalistischen Gesellschaft entstehen neue, sozialistische Gebilde. Diese zur Entfaltung zu bringen und die Gesellschaft gleichzeitig demokratisch zu gestalten, das ist die sozialistische Aufgabe. In dem Maß wie die Arbeiter zu dieser Erkenntnis gebracht werden, wird ihre Hoffnungsfreudigkeit und auch ihre Kampfes- und Arbeitsfreudigkeit zur Erfüllung der Aufgabe wachsen.⁽¹⁾

Als ich hier vor 7 Jahren mit diesen Worten einen Artikel schloß, in dem ich die Sozialisierung der Gesellschaft, wie sie sich vor unseren Augen vollzieht, zur Darstellung brachte, fand ich noch wenig Zustimmung, dafür um so mehr Angriffe und Spott. Heute, nachdem die Kriegsnot sofort die weitere Nutzbarmachung sozialistischer Entwicklungstendenzen erzwungen hat, sind einige meiner größten Widersacher die entschiedensten und lautesten Vertreter dieser Anschauung geworden, die in den Sozialistischen Monatsheften vom ersten Tag ihres Bestehens an propagiert worden ist. Es ist deshalb auch nicht ganz richtig, wenn es jetzt so dargestellt wird, als sei der *Kriegssozialismus* etwas ganz Neues, das erst im Krieg zur Überraschung der Sozialdemokratie und ihrer Gegner in die Erscheinung getreten oder mindestens erst erkannt worden sei. Alle Kriegsmaßnahmen sozialistischer Wesensart lagen im Plan der Entwicklung und waren bereits vor dem Krieg in ihren ersten Anfängen im Werden begriffen und auch sichtbar, was ich hier vielfach nachgewiesen habe⁽²⁾:

»Der moderne Sozialismus ist keine Sache der Zukunft sondern der Gegenwart.«⁽³⁾

Wenn die praktische Wirksamkeit der Sozialdemokratie in Zukunft von dieser Anschauung diktiert werden sollte, was zu erwarten ist, dann wird sich die Sozialisierung der Gesellschaft fernerhin wesentlich rascher vollziehen als bisher. Paul Kampffmeyer hatte schon sehr gut beobachtet, als er im Jahr 1892, noch auf dem Boden des äußersten linken Flügels der Partei stehend, den Genossen zurief:

»Der Staatssozialismus ist wie der Teufel; reicht ihr ihm einen Finger, so nimmt er sofort die ganze Hand und dann den ganzen Mann.«⁽⁴⁾

Die Erkenntnis war ganz richtig. Nur die Bewertung war damals noch eine andere. Damals lautete daher die Konsequenz: die Sozialdemokraten sollten den Staatssozialismus im Prinzip negieren, aus ihren Köpfen die leiseste Spur eines staatssozialistischen Gedankens treiben und aus ihren »Schriften das letzte staatssozialistische Pünktchen über dem i« entfernen. Daran, daß es glücklicherweise anders gekommen ist, hat niemand mehr Anteil

¹⁾ Siehe meinen Artikel *Das sozialistische Werden*, in den Sozialistischen Monatsheften, 1909, 2. Band, pag. 1422.
²⁾ Siehe meine Artikel *Der Sozialismus während des Krieges*, *Die sozialpolitische Bedeutung des ersten Frühstücks*, *Die Sozialisierung des Brotes*, *Das Milchmonopol*, *Die Sozialisierung des Wohnens*, *Geist und Form des Sozialismus*, in den Sozialistischen Monatsheften, 1914, 2. Band, pag. 1128 ff., 1915, 1. Band, pag. 286 ff., 2. Band, pag. 575 ff. und 758 ff., 3. Band, pag. 1069 ff., und in diesem Band, pag. 846 ff.

³⁾ Siehe meinen Artikel *Kommunismus und Sozialismus*, in den Sozialistischen Monatsheften, 1910, 1. Band, pag. 369.

⁴⁾ Siehe *Kampffmeyer Von Vollmar und die Sozialdemokratie* /Berlin 1892/, pag. 23.

als gerade Genosse Paul Kampffmeyer. Er hat die konsequente Entwicklung vom Unabhängigen zum Reformisten durchgemacht (konsequent, weil beide in gleicher Gegnerschaft gegen das Beharrungsvermögen der konservativen Intransigenz vor allem auf Aktivität in der Gegenwart hindrängten, die sie nur in ganz verschiedener Richtung suchten), hat hier dann mit als erster vor mehr als 2 Jahrzehnten, noch vor den Bernstein- und Revisionismusdebatten die »Wandlungen in der sozialistischen Theorie« festgestellt³⁾, sie in einer Reihe von Artikeln im einzelnen klargelegt und begründet⁴⁾ und so die »schrittweise Sozialisierung« der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erkannt, die sich statt der früher erträumten gewaltsamen Sprengung vollzieht.⁵⁾ Diese Auffassung ist dann im Lauf der Jahre mehr und mehr in der Partei durchgedrungen, und heute hat man es kaum noch nötig den Staatssozialismus bei uns zu propagieren. Eher ist es wohl wieder an der Zeit davor zu warnen alles vom Staat zu erwarten. Denn nichts wäre falscher als im Staatssozialismus den Sozialismus *κατ' ἐξοχήν* erblicken zu wollen, die staatssozialistische Entwicklung für die sozialistische Entwicklung überhaupt zu halten. Zu dieser recht bedenklichen Einseitigkeit könnte die Anschauung führen, der moderne Staatsgedanke sei eigentlich der sozialistische Gedanke, und einzig aus dem auf staatlichen Maßnahmen beruhenden sogenannten Kriegssozialismus ergebe sich für die sozialistische Bewegung die Lehre der zukünftigen Betätigung für die Sozialisierung der Gesellschaft. Das würde zu einem Rückfall in eine längst überwundene Zeit führen, wo alle Hilfe und alles Heil vom Vater Staat erwartet wurde, oder von der Betätigung der politischen Partei, der alle anderen Bewegungen und Organisationen unterzuordnen seien. Während des Krieges ist diese Anschauung wieder gewachsen, und sie beherrscht zurzeit weite Kreise. Der Staat soll alles können und alles machen, und die Regierung wird auch für alle Mängel und Fehlschläge verantwortlich gemacht. Hunderte von Gesetzen (Verordnungen) sind erlassen worden, die in unzähligen Paragraphen die besten Organisationen, eine lückenlose Regelung, die schönste Ordnung schaffen — auf dem Papier. Die praktische Ausführung zeitigte vielfach ein anderes Ergebnis, zum Teil das Gegenteil dessen, was man erwartet hatte.⁶⁾ Würden Höchstpreise festgesetzt, dann stockte die Zufuhr von Waren. Die Beschlagnahme brachte zum Teil auch das gleiche Resultat, weil an Stelle des freien Handels nicht über Nacht eine andere Organisation des Warenvertriebs gesetzt werden konnte.⁷⁾ Nur auf den Gebieten, auf denen bereits seit längerer Zeit eine Entwicklung zur Sozialisierung im Gang war, wie im Verkehr mit Getreide, in der kom-

³⁾ Siehe Kampffmeyer Wandlungen in der sozialistischen Theorie, im Sozialistischen Akademiker, 1896, pag. 11 ff.

⁴⁾ Diese Artikelreihe ist im Jahr 1898 unter dem Titel Mehr Macht!, später, 1901, in erweiterter Form unter dem Titel Wohlfahrt steuert die ökonomische und staatliche Entwicklung?, als besondere Schrift im Verlag der Sozialistischen Monatshefte erschienen.

⁵⁾ Siehe Kampffmeyer Schrittweise Sozialisierung oder gewaltsame Sprengung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung?, in den Sozialistischen Monatsheften, 1899, pag. 463 ff.

⁶⁾ Über das »Trommelfeuer tief in ihre [der Landwirte] Wirtschaftsführung eingreifender Verordnungen« siehe auch Schulz Sind die Angriffe gegen die deutsche Landwirtschaft berechtigt?, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915, 3. Band, pag. 1293 f.

⁷⁾ Der Reichstagsabgeordnete Dr. Graf von Schwerin (Löwitz) macht in seinem Artikel »Ein in die Kartoffeln! — Raus aus der Kartoffeln!«, im Tag vom 15. August 1916, die Ausschaltung des »soliden und sachkundigen Handels« für die Kalamität unserer Kartoffelversorgung verantwortlich. Ohne diese Frage im einzelnen zu prüfen, wird man ihm jedenfalls so weit zustimmen können, daß der Handel erst dann ausgeschaltet werden dürfte, wenn er durch die Schaffung anderer Institutionen überflüssig gemacht worden ist, eine überstürzte Beseitigung ohne vollwertigen Ersatz ist für die Allgemeinheit vom Übel.

munalen und genossenschaftlichen Lebensmittelbeschaffung, fielen die Verordnungen auf einen fruchtbaren Boden. Die Kriegsnot gestattete kein langsames Aufbauen in praktischer Arbeit, etwas anderes konnte in der kurzen Zeit nicht unternommen werden als geschehen ist. Die Enttäuschung war nur eine Folge der Selbsttäuschung.

»Die zentrale Hoffnung auf die allmächtige Staatsgewalt ist ebenso ein Zeichen der ohnmächtigen Schwäche wie die utopistische Erwartung eines großen Ereignisses, eines Erlösers, eines Zusammenbruchs usw., das den Zukunftsstaat, das Himmelreich auf Erden bringen soll.«¹⁰⁾

Aus dieser Erfahrung des Kriegssozialismus ist die Lehre für die zukünftige Methode der Sozialisierung der Gesellschaft zu ziehen:

»Von politischen oder gar von parlamentarischen Kämpfen den Sozialismus erwarten heißt Enttäuschungen der Arbeiter vorbereiten, wie es eine Täuschung der Arbeiter ist sie auf eine kommende Revolution zu vertrösten. Den Arbeitern den großen Wert der selbstschöpferischen, aufbauenden Tätigkeit in den Organisationen aller Art und Selbstverwaltungskörpern zeigen bedeutet sie mit einem Ideal erfüllen, an dessen Verwirklichung sie tagtäglich arbeiten, dessen Realisierung sie täglich erleben. Das verlangt natürlich auch die richtige Wertschätzung des Geschaffenen, Gewordenen: wenigstens als die ersten Anfänge einer neuen Gesellschaft. Der Sozialismus hört damit auf Sache einer fernen Zukunft zu sein, er wird Sache der Gegenwart und nicht nur eine Sache des Verlangens, des Forderns sondern vor allem eine Sache des Tuns: der einzigen und wirklichen direkten Aktion.«¹¹⁾

Sozialismus bedeutet in erster Linie Solidarität, eine sozialistische Gesellschaft muß ein in jeder Hinsicht solidarisches Gemeinschaftsleben aufweisen. Das ist nur möglich bei einer demokratischen Selbstverwaltung aller politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Angelegenheiten. Die Selbstverwaltung der Produktion durch die Produzenten, die geistig und körperlich Arbeitenden, ist die sozialistische Produktionsweise. Diese sozialistische Produktion kann aber nur in einer Gesellschaft von statten gehen, in der die Arbeitenden auch die gleichen Ansprüche an die Lebensgüter selber stellen können. Deshalb verwirklicht sich das sozialistische Ideal auch in der Distribution. Für die Sozialisierung der Gesellschaft ist es also von größter Wichtigkeit, wie die Löhne, die Arbeitsverhältnisse, die Lebensverhältnisse überhaupt geregelt sind. Diese Regelung ist die Aufgabe der Gewerkschaften, und zwar nicht nur jetzt sondern erst recht, und vielleicht noch wesentlich mehr als heute, auch in einer wirklich sozialistischen Gesellschaft. Denn weder in genossenschaftlicher noch in kommunaler noch in staatlicher Produktion können die in dem einzelnen Betrieb tätigen Arbeiter die Produktion selbst direkt leiten und verwalten. Indirekt werden sie an der Selbstverwaltung als Mitglieder des Staates, der Gemeinde oder einer Genossenschaft beteiligt sein. Direkt aber nur als Mitglieder ihrer Berufsorganisation, die die Arbeitsverhältnisse und somit im wesentlichen die Lebensbedingungen nicht nur nach der Eigenart des Berufs oder eines bestimmten Betriebs sondern auch einheitlich für die Berufsgruppen eines ganzen Landes, schließlich sogar auch international regelt. Der Tarifvertrag ist jetzt schon das Sinnbild dieser Regelung, und je nachdem er einen kleinern oder größern Bezirk oder gar das ganze Land umfaßt, kann man auch von entsprechenden Graden der Sozialisierung im Gewerbe reden. Träger des Tarifvertrags ist die Gewerkschaft. Die Gewerkschaft ist also ein wesentliches Organ zur Sozialisierung der Gesell-

¹⁰⁾ Siehe meinen Artikel Die direkte Aktion, in den Sozialistischen Monatsheften, 1912, 1. Band, pag. 558.

¹¹⁾ Siehe meinen in Note 10 zitierten Artikel, pag. 560.

schaft überhaupt; sie vermag der kollektivistischen Form einen sozialistischen Gehalt zu geben.

In den Gewerkschaften suchte unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes auch K. Kautsky den »Sinn der sozialen Entwicklung«. Die Gewerkschaften seien die Schule des Kommunismus:

»Die Gewerkschaften sind es daher, die wir mit aller Macht fördern müssen, nicht die Produktivgenossenschaften oder die Ausdehnung der staatlichen Monopole. Wenn Fabriken, Bergwerke und dergleichen an Gewerkschaften zum Betrieb übergeben würden, so hätte das ganz andere Bedeutung, als wenn man sie Produktivassoziationen anvertraute.«¹²⁾

Eine ähnliche Vorstellung von der Gestaltung der zukünftigen Produktion hatten die Anarchisten. Noch im Jahr 1904 meinte Dr. Friedeberg:

»Das Ziel, das wir erstreben, die Einrichtung der sozialistischen Gesellschaftsordnung, wird nur verwirklicht werden können dadurch, daß die Berufsverbände, die Gewerkschaftsorganisationen Träger der Produktion werden. Die Berufsverbände tragen heute schon die Keime der neuen Gesellschaftsordnung in sich.«¹³⁾

Die Entwicklung ist andere Wege gegangen. Und heute ist es jedermann sichtbar, daß nicht den Gewerkschaften die Produktion »übergeben«, sondern diese vielmehr genossenschaftlich, kommunal und staatlich geregelt und betrieben werden wird. Daß trotzdem die heutigen Gewerkschaften die sozialistische Organisation im Keimzustand darstellen, die Sozialisierung der Gesellschaft von den Gewerkschaften ausgeht, hat schon Paul Kampffmeyer in seiner obenerwähnten, 1898 veröffentlichten und heute ganz besonders wieder aktuellen Schrift *Mehr Macht!* zum Ausdruck gebracht:

»Die Gewerkschaften . . . steuern dem großen Ziele zu die Berufsgenossen einer ganzen Nation in eine Gewerkschaft zu vereinigen. Denkt man sich nun diese nationalen Berufsvereine mit einander verbunden, föderiert, so haben wir einen förmlichen industriellen Staat mitten im Staate. Dieser industrielle Staat garantiert den Angehörigen der einzelnen Berufe ein anständiges Einkommen, eine gesunde Werkstätte, eine geregelte Arbeitszeit. Die föderierten nationalen Gewerkschaftsorganisationen können die gesamte Produktion leiten. . . . In den Gewerkschaften erblicken wir daher die wichtigsten ökonomischen Grundbestandteile der zukünftigen Gesellschaft.«¹⁴⁾

Ein Staatsbetrieb kann unter Umständen weniger mit dem Sozialismus zu tun haben als gewisse Privatunternehmen. Jedenfalls stehen zum Beispiel das Zeißwerk in Jena und die *konstitutionellen Fabriken* dem sozialistischen Gedankensystem näher als manches staatliche Monopol. Die kollektivistische Produktionsform, also die staatliche, kommunale und genossenschaftliche Produktion, ist die Vorbedingung zur Entwicklung einer sozialistischen Arbeits- und Lebensweise. Aber die sozialistische Wesensart erhalten die öffentlichrechtlichen Betriebe immer nur durch die Mitwirkung der Arbeiterorganisationen, der Gewerkschaften, und der Volksvertretung.

Unhaltbar geworden ist auch die Definition, daß, während die kapitalistische Produktion eine Warenproduktion, eine Produktion für den Markt sei, die sozialistische nur eine Produktion für den Selbstbedarf darstelle. Lediglich für den eigenen Bedarf kann heute keine Gemeinschaft, kein Staat, keine Staatengruppe mehr produzieren, sie muß Waren importieren und exportieren, also für den Markt arbeiten. Und das wird in Zukunft mindestens in dem gleichen Maß der Fall sein wie heute: auch nach der Bildung großer Wirt-

¹²⁾ Siehe Kautsky *Der Übergang von der kapitalistischen zur sozialistischen Produktionsweise*, im Jahrbuch für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 1. Jahrgang, 2. Hälfte (Zürich 1880), pag. 64 f.

¹³⁾ Siehe Friedeberg *Parlamentarismus und Generalstreik* (Berlin 1904), pag. 23.

¹⁴⁾ Siehe Kampffmeyer *Mehr Macht!* (Berlin 1898), pag. 17 f.

schaftsimperien, deren Autarkie sich nur auf das Lebensnotwendige, nicht auf den gesamten Bedarf erstrecken kann. Soll der Sozialismus jedem einzelnen Mitglied der Gesellschaft das notwendige hohe Maß von Lebensgütern verschaffen, dann muß er die Produktivität auf die denkbar höchste Stufe bringen. Das bedingt aber eine weitgehende Spezialisierung. Ohne die Benutzung des Weltmarkts läßt sich daher die Produktivität in vielen Industriezweigen nur sehr wenig oder gar nicht steigern. Aber auch innerhalb eines abgegrenzten Landes kann sich die sozialistische Produktion nur langsam entwickeln. Auf Generationen oder Jahrhunderte hinaus werden neben den sozialistischen Einrichtungen auch kapitalistische bestehen bleiben. Und daher werden auch für absehbare Zeit die von den genossenschaftlichen, kommunalen und staatlichen Betrieben erzeugten Produkte durchaus den Charakter von Waren haben. Die Merkmale einer sozialistischen Produktion können demnach keine anderen sein als die: Die Produktionsbetriebe sind nicht das Eigentum einzelner kapitalistischer Unternehmer sondern der Gemeinschaft, des Staates, der Kommune oder einer über das ganze Land sich erstreckenden Genossenschaft, der jedermann beitreten kann. Die Produktion wird dem Bedarf entsprechend geregelt. Die Arbeits- und Lohnverhältnisse werden demokratisch gestaltet. Der Mehrwert fällt der Gemeinschaft zu.

Die Entwicklung solcher sozialistischen Produktion vollzieht sich bereits vor unseren Augen. Aber nicht als das Ergebnis politischer, parlamentarischer Kämpfe, der Gesetzgebung, die selbst keinen neuen Zustand schaffen sondern nur regeln und binden kann, was sich im Volkskörper, herausgebildet hat. Das Neue entsteht durch das praktische Aufbauen in den lebendigen Organisationen des Volkes und in den Selbstverwaltungskörperschaften, durch die reformistische direkte Aktion, deren Träger die Berufsorganisationen der Arbeiter sind. Wie ohne die Gewerkschaften die Sozialpolitik nicht zur Wirksamkeit kommen konnte, der Arbeiterschutz und die Gewerbeaufsicht versagen müßten, die Sozialversicherung knöchern würde, so hätte ohne die Entwicklung der Gewerkschaften sich nicht die große Arbeitergenossenschaftsbewegung herausbilden können, wäre ohne sie überhaupt die Herausbildung des Sozialismus nicht möglich. Die Gewerkschaften sind es, die nicht nur die Arbeiter für die neue Gesellschaft erziehen und bilden sondern diese auch selbst gestalten, indem sie die gerechte Verteilung der Lebensgüter zu erwirken trachten. Sie durchdringen die kapitalistische Gesellschaft mit Sozialismus. Denn sie verkörpern in gleicher Weise den Produktions- wie den Gemeinschaftsgedanken.

XX
WALT WHITMAN · WAGST DU ES NUN, O SEELE? · ÜBERTRAGEN VON MAX HAYEK



AGST du es nun, o Seele,
 Mit mir hinauszuwandern in die unbekannte Region,
 Wo nicht Grund ist für die Füße noch irgendein Pfad, dem
 wir folgen?

Nicht Karte noch Führer,
 Nicht tönende Stimme noch Berührung menschlicher Hand,

Noch ein Antlitz mit blühendem Fleisch, noch Lippen, noch Augen sind
in jenem Lande.

Ich weiß es nicht, o Seele,
Noch weißt du es. Alles ist blank vor uns,
Alles harrt ungeträumt in jener Region, jenem unzugänglichen Lande.

Bis wann die Bänder sich lösen,
Alle Bänder außer den ewigen, Zeit und Raum,
Und weder Dunkel, Schwere, Sinn noch irgendwelche Bänder uns binden.

Dann brechen wir hervor, wir fluten
In Zeit und Raum, o Seele, bereitet auf sie,
Gleichgeworden, gerüstet zuletzt (o Freude, o Frucht von allem!) sie zu
erfüllen, o Seele!

XX
**KARL NÖTZEL · DER SOZIALISMUS DES RUSSI-
 SCHEN ARBEITERS · EINDRÜCKE UND ERLEBNISSE**



Bei keinem europäischen Volk wohl ist es so schwierig die psychischen Voraussetzungen seines Handelns und Duldens einigermaßen richtig zu erkennen wie bei dem russischen. Die äußerlich auffallenden Erscheinungen des russischen Regierungssystems, die uns abstoßen müssen: der Despotismus und die Korruption der Beamtenschaft, verdunkeln uns den Blick für den Geist des großen russischen Volkes, das mit jener Herrschaftskaste innerlich so gut wie gar nichts gemein hat. Und doch ist eine richtige Einschätzung unseres größten Nachbarvolkes für uns von erheblicher Bedeutung. Namentlich der Arbeiterklasse muß daran gelegen sein auch die geistigen Vorbedingungen für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Rußlands kennenzulernen. Es dürfte daher nicht ganz ohne Interesse sein, wenn ich in folgendem den Versuch mache Erfahrungen, die ich selbst gesammelt habe, so gut es geht, wiederzugeben. Wie man sich auch zu ihnen stellen mag, so können sie jedenfalls manches Material zur Urteilsbildung geben. Was die Begrenzung des Gegenstands anlangt, so ist zu sagen, daß meine Beziehungen zu russischen Arbeitern in die Jahre 1893 bis 1909 fallen und sich auf großrussische Arbeiter beschränken. Zudem hatte ich es fast ausschließlich mit ungelernten Arbeitern und Fabrikhandwerkern (Schlossern, Tischlern, Klempnern usw.) zu tun. Die Fabrik, an der ich anfangs als Betriebschemiker, dann als Betriebsleiter wirkte, lag in Moskau und gehörte meinem verstorbenen Vater (was in Hinsicht auf das Verhalten der Arbeiter zu mir nicht ohne Bedeutung ist).

Damals und bis zur Agrarreform Stolypins vom Jahr 1907 (die bekanntlich mit der Beseitigung des Landkommunismus überhaupt erst ein landloses Proletariat in Rußland schuf) waren fast alle russischen Industriearbeiter Bauern. Freilich, ihr Landanteil war mit der Zeit so gering geworden, daß er die Familie nicht mehr nährte und vor allem nicht mehr das Bargeld lieferte, dessen der Bauer zur Entrichtung seiner ganz gewaltigen Abgaben bedarf. Von dieser Notlage der Bauernschaft zog die Großindu-

strie, die eigentlich erst Anfang der sechziger Jahre nach westeuropäischem Vorbild in Rußland aufkam, Vorteil. Wurde der Bauer Fabrikarbeiter, so ließ er Frau und Kind auf dem Land zur Verrichtung der Landarbeit zurück und schickte ihnen regelmäßig, in der Regel allmonatlich, den größten Teil (die Arbeiter, die ich kannte, durchschnittlich zwei Drittel) des Verdienstes. Zweimal im Jahr, zu Weihnachten auf einige Tage und zu Ostern, wenn die Flüsse übertreten, die Fabriken stillstehen und auch Remonten vornehmen, kehrt der russische Arbeiter auf einige Wochen zu den Seinen aufs Land zurück. Die ganze übrige Zeit lebt er in nahezu kommunistischer Gemeinschaft mit seinen Kameraden in den großen Arbeiterkasernen bei den Fabriken. Daß eine solche sozial und rein menschlich gleich unmögliche Lage vom russischen Fabrikarbeiter jahrzehntelang ertragen wurde und in sehr weitem Maß heute noch ertragen wird, beweist die außerordentliche Geduld dieses Volkes. Daß aber solche Lage überhaupt möglich ist, ohne sittlich verheerend zu wirken, spricht doch für eine außergewöhnliche sittliche Widerstandskraft des einfachen Russen. (Tatsächlich waren wenigstens zur genannten Zeit die geschlechtlichen Ansteckungen unter den Fabrikarbeitern des sonst entsetzlich infizierten Moskaus ganz verschwindend.)

Den russischen Arbeiter treibt also direkte Not in die Fabrik. Daß dabei sein bäuerlicher Charakter sich so verblüffend unverfälscht zu erhalten vermochte, erklärt sich aus dem einstweilen noch vorwiegenden Bedarf der russischen Industrie an ungelerten Arbeitern. Das ermöglicht ein beständiges Hin- und Herfluten zwischen Dorf und Fabrik. Und das erklärt auch die Ursprünglichkeit der kommunistischen Gesinnung des russischen Arbeiters, die er von seiner Landgemeinde her noch mitbringt. (Diese hat bekanntlich eine Art Bauernkommunismus hervorgerufen, obwohl sie anfänglich eine staatliche Zwangseinrichtung bedeutete und gar nichts anderes bezweckte als eine Kollektivbürgschaft zur richtigen Steuerentrichtung.) In allen russischen Fabriken wirtschaften die Arbeiter gemeinschaftlich, sie gründen einen sogenannten Artel und wählen ihre Ältesten. Streitigkeiten gehören dabei zu den Ausnahmen: so tief ist der russische Arbeiter von der Richtigkeit und Notwendigkeit des gemeinsamen Wirtschaftens überzeugt. Darum hat sich auch die Genossenschaft im westeuropäischen Sinn so außerordentlich leicht in Rußland einführen lassen. Alle jene ewigen Unterschleife und Veruntreuungen, die in jedem russischen Privatbetrieb eine so tief entmutigende Rolle spielen, sollen innerhalb der Genossenschaft tatsächlich verschwindend sein. Das deckt sich auch mit meinen persönlichen Erfahrungen. Stets fand ich ja, daß, wenn der Russe fremdes Eigentum achten soll, er erst überzeugt sein muß, daß es auch richtig verwandt wird. Dieser Standpunkt zum Eigentum anderer ist vielleicht der einzige, zu dem die jahrhundertlange Leibeigenschaft den russischen Bauern erziehen konnte; denn daß dem Seelenbesitzer ein tatsächliches Anrecht auf den Ertrag der Arbeit seines Hörigen zukomme, hat wohl kein russischer Bauer je geglaubt. Die gleiche Gemütsrichtung, der diese nur bedingte Achtung des fremden Eigentums entspringt, bewirkt nun auf der andern Seite aber auch, daß der einfache Russe selber jederzeit dem ersten Notleidenden, der ihm begegnet, alles das abgibt, was er über das dringendste Bedürfnis hinaus besitzt. Aus dieser Gesinnung steter Hilfsbereitschaft erklärt es sich auch, daß die Propaganda des Sozialismus innerhalb der russischen Arbeiterschaft keinerlei

Schwierigkeiten begegnet. Wenn trotzdem die Erfolge sozialistischer Werbearbeit innerhalb der russischen Arbeiterschaft dem so wenig zu entsprechen scheinen, so liegt das zweifellos an einem sehr schweren und eigentlich unbegreiflichen Fehler, der hier gemacht wurde: Man verband nämlich mit der sozialen Aufklärung einen Angriff auf die Kirche. Das aber nahm der russische Bauer und Arbeiter sehr übel. Er weiß zwar, daß seine Kirche von Regierung und Polizei schmählich mißbraucht wird, er weiß aber auch, daß das sehr gegen den Willen und zum aufrichtigen Schmerz der besten Diener seiner Kirche geschieht. Zudem hält er seine Kirche für seine Sache, gar nicht für die Sache der Geistlichkeit und der Regierung. Er hat sich in der Tat derartig in sie eingelebt, daß man wirklich nicht weiß, ob ihre rein sittlichen Gebote von ihm deshalb so überaus gewissenhaft befolgt werden, weil sie die Gebote seiner Kirche sind, oder ob umgekehrt seine Kirche ihm nur deshalb so teuer ist, weil die Gebote, die sie lehrt, derart seinem selbstlosen Willen entsprechen. Jedenfalls ist dem einfachen Russen seine Kirche Inbegriff seiner Gewissenspflege, ihre Dogmen spielen dagegen kaum irgendeine Rolle in seinem Geisteshalt. Wer um die Jahrhundertwende mit einfachen Russen zu tun hatte, weiß denn auch sehr wohl, daß die Revolution von 1905 bei sehr guten Aussichten unter anderm auch an diesem Fehler der Propaganda scheiterte. Für die Ethik des Sozialismus sind dabei die russischen Arbeiter an sich vielleicht viel besser vorbereitet als die Gerechtigkeitswilligen irgendwo in Westeuropa.

Wie sehr es dem einfachen Russen ernst ist mit der unbedingten Gleichachtung aller Mitmenschen erkannte ich erst, als ich erfuhr, wie schwer es hält aus dem russischen Arbeiter einen Vorarbeiter oder Meister zu machen. Lohnerhöhung reizt ihn nicht: bei seiner großen Anspruchslosigkeit und dem, sagen wir es nur offen, menschlich vorbildlichen Gebrauch, den er von seinem bißchen Geld macht. Daß er dabei vermehrte Verantwortung und Mühe nicht scheut, ersah ich aus dem Eifer, mit dem er alles verrichtet, dessen Sinn man ihm einmal klarmachte. Der russische Arbeiter will eben wissen, weshalb er das tun soll, was ihm aufgetragen wird. Das bedeutet an sich eine sehr gute Handhabe für den Arbeitgeber. Leider fehlt indes im modernen Großbetrieb fast immer die Zeit sie zu nutzen (und auch das beweist dessen Unnormalität im rein menschlichen Sinn, die freilich bloß in der augenblicklichen Verwirklichung des Industriebetriebs zu liegen braucht). Fragte ich einmal, weshalb denn eigentlich dieser oder jener Arbeiter nicht Vorarbeiter oder Meister sein wolle, so wurde mir immer das selbe geantwortet: »Ich will Kamerad bleiben meinen Kameraden. Ich fühle mich wohl unter Gleichen.« Ausländer im russischen Großbetrieb, namentlich Engländer und Belgier, gerieten über solche Dinge außer sich und wollten darin ein Zeichen der Minderwertigkeit der russischen Rasse erkennen. Indes scheint es wohl einerseits kaum angebracht aus der Verwendbarkeit eines Menschen in der Großindustrie auf seinen rein menschlichen Wert zu schließen, andererseits dürfte auch gerade diese Gesinnungsart, die heute noch die Verwendung des Russen in der Industrie vielleicht erschwert, auf einem feinen Instinkt für deren heutige Unvollkommenheit beruhen; denn eine fortgeschrittenere Organisation der Industrie wird keine persönliche Unterwerfung des Menschen unter den Menschen (die von der, natürlich unbedingt notwendigen sachlichen Unterordnung unter die Arbeitsdisziplin durchaus verschieden

ist) mehr kennen. Der Russe glaubt (und diese Anschauung ist zum mindesten durch schmerzlichste Erfahrung am eigenen Leib berechtigt), daß man seinesgleichen nicht übergeordnet sein könne, ohne sich an seiner Seele veründigen zu müssen. Das ist freilich eine bedenkliche Anschauung; sie steht einer wirklichen staatlichen Ordnung im Weg, erleichtert skrupellosen Machthabern ihr Spiel. Aber schließlich ist alles Bedenkliche daran nur falsch gedeutete Erfahrung, das heißt etwas, was sich ändern läßt. Das Entscheidende aber ist die Gesinnung: auch nicht um des eigenen Vorteils willen, selbst um den Preis ewiger Lasten, Mühen und Leiden sich nicht dazu zwingen zu lassen dem Mitmenschen unrecht zu tun. Alles, wessen es hier noch bedarf, ist also: zu zeigen, daß man auch sehr wohl seinen Mitmenschen übergeordnet sein kann, ohne daß man doch ihnen unrecht zu tun braucht. Man muß nur eben von ihnen selber beauftragt sein, in ihrem Interesse handeln und dabei persönlich gewillt sein in jedem Untergeordneten den zur freien Selbstbestimmung berufenen Mitmenschen zu achten. Das alles sind aber gerade die Voraussetzungen eines Reiches sozialistischer Gerechtigkeit. Es scheint mir demnach aus meiner rein persönlichen Erfahrung heraus gewiß, daß auch der russische Proletarier in hohem Grad geeignet ist zur Erfüllung der geschichtlichen Berufung des Proletariats: Träger des Sozialismus zu sein. Nicht mit gleicher Bestimmtheit könnte ich freilich entscheiden, ob der russische Arbeiter sich ebenso für den großindustriellen Betrieb als Durchgangsform zum Sozialismus eignet. Verneinen möchte ich aber auch das nicht. Denn was ihn hier vorderhand vielfach noch am meisten hemmt: sein Verlangen nach einem mehr persönlichen Verhältnis zu seiner Arbeit, dürfte ihn gerade ganz besonders berufen erscheinen lassen für eine höhere Stufe des Industrialismus, dessen Tendenz doch ganz augenscheinlich auf zunehmende Vergeistigung der Arbeit hinzielt.

Natürlich ist dies alles nur meine persönliche Anschauung. Man kann gegen sie zunächst geltend machen, daß meine Erfahrung doch nur den ungelerten russischen Arbeiter bäuerlichen Typs betrifft. Indes spielt er einstweilen noch die maßgebende Rolle in der russischen Arbeiterschaft, ganz zu schweigen von der Gesamtheit des russischen Proletariats. Zudem kann ich für meine Erfahrung bei allem Eingeständnis ihrer Unzulänglichkeit doch das eine geltend machen, daß mancherlei für ihre Zuverlässigkeit spricht. Sie erstreckte sich immerhin auf 16 Jahre, und die nicht zu große Zahl der Arbeiter machte mir zudem, bei der menschlichen Eigenart des russischen Arbeiters, der sich nicht aufdrängt, aber auch kein Entgegenkommen zurückweist, ein rein persönliches Verhältnis zu ihnen möglich. Nur zur Kritik meiner Behauptungen bemerke ich dabei noch folgendes mehr Persönliche (sehr naheliegenden gegenteiligen Schlüssen gegenüber und ebenfalls nur zur Würdigung der Arbeiter sei erwähnt, daß die wirtschaftlichen Ergebnisse meiner Betriebsleitung nicht schlechte waren): Ich war sehr jung, unmittelbar von der Universität, und dabei nicht ganz ohne etwas selbstgefällige soziale Beglückungspläne, des Landes und der Sprache völlig unkundig, nach Rußland gekommen. Nicht allzu schnell (es hat immerhin einige Jahre gedauert) begriff ich, daß ich diese Leute gar nicht beglücken, daß ich sie höchstens beunglücken könne, daß sie nicht bloß glücklicher, vielmehr auch meist menschlich reifer und sittlich gefestigter waren als ich, und daß ich mithin von ihnen zu lernen habe. Damit waren aber auch alle

Voraussetzungen eines ungetrübten Auskommens mit ihnen erfüllt. In den letzten 13 Jahren meiner Betriebsleitung habe ich nie eine Strafe zu geben brauchen, obgleich Betrunkene bei der Arbeit und Diebstähle vorkamen; wenn auch viel weniger oft, als man annehmen möchte. Nie ist mir einer meiner Leute grob geworden. Freilich habe ich auch selber nie in befehlendem Ton zu ihnen gesprochen. Ich duzte sie, und sie duzten mich. Dabei waren sie weder zudringlich mit ihren Angelegenheiten noch mit ihrem Rat. Wenn ich sie aber einmal fragte, erwies sich ihr Urteil als unerschütterlich feststehend und durchaus nicht immer schmeichelhaft für mich. Nachdem mich die Erfahrung gelehrt hatte, daß ich sehr gut dabei fahre, fragte ich öfters meine Arbeiter um Rat. Namentlich in allen den Fällen habe ich das nicht zu bereuen gehabt, wo es sich um Unregelmäßigkeiten oder Pflichtvergessenheit von Arbeitsgenossen handelte. Sie urteilten freilich nie einen der ihrigen ab, zeigten sich vielmehr unerschöpflich in stets aufrichtige Gleichachtung verratenden Entschuldigungen für ihn. Das hinderte sie indes keineswegs mir wirksame Mittel an die Hand zu geben, um solche Vorkommnisse, deren Unmöglichkeit und Gefährlichkeit sie durchaus einsehen, in Zukunft zu verhindern. Dabei wurde die zur Durchführung des Betriebes unerläßliche Unterordnung durchaus nicht gefährdet, auch nachdem ich sie, in rein menschlichen Dingen, um Rat befragt (und in einem Fall mir, sehr mit Recht, ihre stark geäußerte Mißbilligung zugezogen hatte). Doch ich will dies Idyll abbrechen; ich sehe schon ein gewisses Lächeln realgesinnter Genossen, das ich sehr wohl verstehe. In der Tat will ich aus meinen Erfahrungen nicht etwa Schlüsse auf westeuropäische Arbeitsverfassungen und Arbeitsverhältnisse gezogen sehen; sind diese doch ganz anders geartet und daher auch wesentlich anders zu beurteilen. Für die werdende russische Industrie gelten vorläufig noch andere Gesetze als für die ausgebildete, präzise und höchst intensive Großindustrie des Westens, die in ihrer Versachlichung eine fast völlige Ausschaltung aller menschlichen Beziehungen zur Folge hat und eine ganz unpersönliche Regelung der Arbeitsbedingungen durch die Organisationen erfordert. Meine russischen Arbeiter waren dagegen in ihrem natürlichen Menschentum gar nicht zu erschüttern. Ihr unvoreingenommenes, einwandfreies Verhalten zu mir blieb ganz das gleiche, auch in den Höhetagen der Revolution von 1905, als die Verhetzung einen ganz unmöglichen Grad erreicht hatte, und täglich von unbekannter Hand am Eingang zu meinem Arbeitsraum von neuem geschrieben stand: »Tod j e d e m Ausbeuter von Fabrikanten!«

Das wären so einige der wesentlichsten Eindrücke, aus denen sich mir das Charakterbild des russischen Arbeiters formte. Ich weiß wohl, daß es nicht für alle Zeiten Gültigkeit hat, daß es durch den ehernen Zwang der ökonomischen Entwicklung bald in diesem und jenem Punkt geändert sein wird, daß die Verwestlichung der russischen Industrie auch in Rußland Verhältnisse schaffen wird, die die Art und die Methode des russischen Arbeiters der ihrer westlichen Klassengenossen angleichen wird. Der Grundzug seines Charakters wird sich aber schwerlich im wesentlichen ändern. Eine straffe Parteidisziplin in unserm Sinn wird der russische Arbeiter daher kaum so bald üben können. Vielleicht ist sie ihm auch nicht so vonnöten. Denn er bringt das bereits mit, wozu anderswo erst erzogen werden muß: die innere Disziplin zum Sozialismus, jene auf unbedingte geistige Gleichachtung des

Kameraden gerichtete Denkweise und jene unerschöpfliche Bereitschaft zum persönlichen Verzicht im Interesse des notleidenden Bruders. Diese allgemeine Menschenliebe ist freilich noch nicht soziales Bewußtsein, aber sie erleichtert dessen Entstehen. Auch fehlt dem russischen Arbeiter einstweilen noch der Hang zur Produktion als solcher, der das eigentliche Kennzeichen des Sozialismus der Zukunft abgeben wird. Dieser kann aber erst bei sehr vorgeschrittenem und ausgebildetem Arbeitssystem überhaupt entstehen, und er ist auch bei uns erst im Anfangsstadium vorhanden. Initiative durch Willensstärke ist einstweilen nicht Sache des russischen Arbeiters, wohl aber Gesinnung durch Empfindung. Mögen andere Proletarier den Sozialismus durch praktische Energie herbeiführen; der russische Proletarier wird ihn aufrechterhalten.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialpolitik / Max Quarck

Arbeitspflicht Eine Verpflichtung zur Leistung von Erntearbeit hat das Stellvertretende Generalkommando des 20. Armeekorps nach den Westpreußischen Landwirtschaftlichen Mitteilungen gegen alle in der Heimat verbliebenen Personen, insbesondere auch Frauen und Kinder, erlassen. Im Interesse der öffentlichen Sicherheit wird bestimmt, daß jede nach ihrem Stand, ihren Kräften und Fähigkeiten geeignete Person verpflichtet sei, soweit es ihre eigenen Verhältnisse zulassen, auf Erfordern bei allen landwirtschaftlichen Arbeiten im Bezirk ihres Wohnsitzes mitzuhelfen und die ihr übertragene Arbeit mit Sorgfalt auszuführen. Die Arbeit wird nach ortsüblichen Sätzen entlohnt. Gegen die Heranziehung zur Arbeit steht die Beschwerde an den Regierungspräsidenten offen, die indes keine aufschiebende Wirkung hat. Atteste von Kreis- oder beamteten Ärzten befreien von der Arbeitsleistung. Die Arbeitsverweigerung wird mit Gefängnis bis zu 1 Jahr, bei Vorliegen mildernder Umstände mit Haft oder Geldstrafe bis zu 1500 Mark bedroht. Als Arbeitsverweigerung gilt auch grobe Säumigkeit bei der Arbeit. Die Einführung des Arbeitszwangs auf dem Militärverordnungsweg soll also das bewirken, was man durch Organisation mit Zuziehung der Gewerkschaften zu regeln versäumte. Dem Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften erscheint diese Verordnung in mehrerer Hinsicht bedenklich. »Eine allgemeine Arbeitspflicht«,

schreibt es, »ist selbst in den Tagen, da die Ernteeinbringung mit der Mobilmachung zusammenfiel, nicht einzuführen versucht worden, sondern man hat die freiwillige Hilfe der Bevölkerung aufgerufen, und dieser Appell hat nicht versagt . . . Besonders aber muß die harte Strafanrohung und die Beurteilung der Säumigkeit als Arbeitsverweigerung Widerspruch hervorrufen, zumal die Entscheidung darüber, was als Arbeitsverweigerung oder grobe Säumigkeit anzusehen ist, meist bei den selben Grundbesitzern liegen dürfte, in deren Interesse die Arbeit geleistet werden muß.« Das Pflichtgefühl gegen die Heimat könne nicht einfach durch Arbeitspflicht dekretiert werden; da bedürfe es doch etwas modernerer Mittel.

× Rechtsberatung Die umfangreiche Indienststellung deutscher Frauen für die heimatische Kriegswirtschaft äußerte sich auch, und zwar schon in den allerersten Kriegsmonaten, bei den deutschen Rechtsschutzstellen. Eine Sonderbeilage zum Reichsarbeitsblatt vom Mai 1916 behandelt die Rechtsberatung der minderbemittelten Volkskreise im Jahr 1914-1915; sie ist im Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik, bearbeitet. Danach hatte die Rechtsberatung im allgemeinen während des Jahres 1914 infolge des Krieges einen geringen Rückgang aufzuweisen. Bei 1027 Beratungsstellen (gegen 1143 im Vorjahr) beliefen sich die Auskünfte auf 1,7 Millionen (gegen 1,9 Millionen) und die Schriftsätze auf 459 765 (gegen 521 322 im Vorjahr). Dieser allgemeinen Abnahme stand aber eine erheb-

liche Steigerung des Anteils der Frauen, vor allem wohl der Kriegerfrauen, an den Auskünften gegenüber. Schon bei den gemeinnützigen Rechtsauskunftsstellen wird von deren Verband »eine auffallende Zunahme der Zahl der beratenen weiblichen Personen« festgestellt. Während 1913-1914 die Frauen ungefähr 38 % der beratenen Personen ausmachten, stieg das Verhältnis 1914-1915 auf 51 %. Die besonderen Rechtsauskunftsstellen für Frauen vollends verzeichneten von 1913 auf 1914 ein Anwachsen der Auskünfte von 52 869 auf 74 363 und der Schriftsätze von 11 961 auf 16 103; der Katholische Frauenbund für die selbe Zeit eine Zunahme der Auskünfte von 3899 auf 5890 und der Schriftsätze von 1344 auf 1521. Aus den Spezialübersichten geht hervor, daß folgende Rechtschutzstellen für Frauen die stärkste Inanspruchnahme verzeichneten: Charlottenburg mit 7526 Auskünften (einschließlich der Fälle mit Schriftsätzen), Frankfurt am Main mit 6495, Breslau mit 5057, Dresden mit 4004, Hamburg mit 3520, Düsseldorf mit 3142, Mannheim mit 2743, Magdeburg mit 2681, Braunschweig mit 2304, München mit 2041 sowie Danzig, Stettin, Beuthen, Erfurt, Halle, Münster in Westfalen, Bonn, Köln-Mülheim und Eisenach mit Auskünften zwischen 1000 und 2000, während die übrigen 89 Beratungsstellen für Frauen unter 1000 Auskunftsfällen blieben. Beim Katholischen Frauenbund überschritten von 7 Auskunftsstellen für Frauen die beiden in Berlin (Bezirkssekretariat) und Ratibor mit 3823 und 1203 Auskünften die Besuchsgrenze von 1000. Dagegen blieben Großstädte aus dem westfälischen Industriebezirk sowie aus Sachsen und Süddeutschland weit unter diesen Frequenzziffern. Diese zeigen in erster Linie, wie wenig vorbereitet das Rechtsauskunftswesen in Deutschland auf den Kriegsbedarfsfall war. Daß der Krieg die Notwendigkeit in den Vordergrund schob eine gründliche, schnelle und bequeme Rechtsberatung für die Frauen zur Verfügung zu haben, die die Träger der nationalen Arbeit daheim mit all ihren Verwicklungen und Sorgen für die weibliche Existenz wurden, konnte eigentlich vorausgesehen werden. In Wirklichkeit mußten aber die meisten Rechtsberatungsstellen, und besonders diejenigen für Frauen, mit ganz ungenügenden Kräften und Mitteln arbeiten. Öffentliche oder Stiftungshilfe wurde ihnen

nur in den wenigsten Fällen zuteil. Das erklärt trotz bestem Willen ihrer Gründer und Beamtinnen ihr vielfaches Versagen zu einer Zeit, wo es in höchstem Maß darauf ankommen mußte vor allem die arbeitenden Frauen rasch und gut in allen Militärversorgungs-, Kriegsfürsorge-, Arbeits-, Miets- und Schulfragen zu beraten. Daß für Berlin neben dem Nationalen Frauendienst nur die Bezirksstelle eines konfessionellen Verbandes wirkte, dagegen in Charlottenburg allein 2 Rechtsschutzstellen für Frauen 7526 Fälle zu bewältigen hatten, zeigt das Ungenügende der Organisation der Rechtsauskunft für Frauen für die Reichshauptstadt. Am besten dürften dort noch die Arbeiterinnen bei den Sekretariaten der Gewerkschaften beraten sein. Hervorragendes leistete offenbar die weibliche Auskunftsstelle in Frankfurt am Main, die an zweiter Stelle mit ihrer Kriegsrequenz steht und ein Wirtschaftsgebiet als leicht auffindbarer und gut funktionierender Mittelpunkt für Rechtsberatung versorgte. Dagegen stehen die Leistungen zum Beispiel von Hamburg, Düsseldorf und München offenbar in gar keinem Verhältnis zur Zahl ihrer weiblichen versorgungsbedürftigen Bevölkerung und zu dem durch den Krieg hochgesteigerten Bedürfnis nach weiblicher Rechtsvertretung. In einer nicht geringen Anzahl dieser Städte haben sich die Frauenorganisationen vor dem Krieg redlich bemüht Verständnis und Hilfe für die Rechtsberatung zu erlangen, sind aber mehrfach an der Gleichgültigkeit und mangelnden Opferwilligkeit der Behörden und sozial interessierten Kreise gescheitert. Natürlich ist die weibliche Rechtsberatung nur ein sehr kleiner und nicht der wichtigste Teil der Kriegshilfe für die Frauenerwerbsarbeit. Aber die oben genannten Zahlen dürften doch eine dringende Mahnung enthalten auch dieses Gebiet sozialer Fürsorge für die großen Scharen neuer weiblicher Mitarbeiter an der Heimatswirtschaft künftig besser und wirksamer auszugestalten.

×
 Hinterbliebenrenten ×
 Die Herabsetzung des Bezugsjahrs für Altersrente vom 70. auf das 65. Lebensjahr und die Erhöhung der Waisenrenten (siehe diese Rundschau, in diesem Band, pag. 590) wurde vom Reichstag vor seiner Vertagung Anfang Juni zustimmend erledigt.
 Auf Bericht und Vorschlag der Kom-

mission wurde außerdem beschlossen die §§ 1294 und 1295 der Reichsversicherungsordnung zu streichen. Diese bestimmen im wesentlichen, daß die Bezüge der Hinterbliebenen nicht über diejenigen hinausgehen sollen, die der verstorbene Ernährer auf Grund der Reichsversicherungsordnung hätte erwerben können. Aus der Mitte der Kommission heraus wurde geltend gemacht, daß die finanzielle Wirkung des Antrags sehr unbedeutend und bei der geringen Höhe der Waisenrenten ein Hinausgehen der Bezüge über die Invalidenrente des Ernährers unbedingt erforderlich sei; umso mehr als die höheren Bezüge nur bei großer Kinderzahl und Rentenbezug, also Arbeitsunfähigkeit der Witwe einträten. Der Regierungsvertreter wies auf die entsprechende Bestimmung im Pensionsgesetz für Beamte und Personen des Soldatenstands hin. Nur beim Zusammentreffen einer Witwenrente mit Waisenrenten sei in § 1294 die Grenze beim Andert-halbfachen der Invalidenrente gezogen, weil im Fall der Invalidität der Witwe ein besonderes Maß von Fürsorge für sie und ihre Kinder geboten erscheine. Aus der Kommission wurde erwidert, daß eine Witwe, die selbst der Erwerbsarbeit nachgehe, erst recht für jedes ihrer Kinder der Waisenrente bedürfe, da sie auf fremde Hilfe zu ihrer Beaufsichtigung angewiesen sei, daß es sich ferner hier um eine Versorgung handele, die die Versicherten und ihre Arbeitgeber selbst durch ihre Beiträge ermöglichen hätten, und aus einer solchen Neuregelung der Versicherungsgesetzgebung deshalb noch nicht notwendig eine entsprechende Änderung in den Hinterbliebenenbezügen aus den Beamtenpensionsgesetzen folge. Eine besondere Berücksichtigung bei größerer Kinderzahl liege auch im Interesse der Bekämpfung des bedrohlichen Geburtenrückgangs.

× Kapital-
abfindung

× Mit einigen nicht unerheblichen Verbesserungen hat der Reichstag vor seiner Vertagung Anfang Juni das Gesetz verabschiedet, das bei einem anerkannten Anspruch auf die staatliche Kriegsversorgung die Abfindung durch ein Kapital zum Erwerb oder zur Stärkung eigenen Grundbesitzes zuläßt und damit dem in kleinbürgerlichen und Arbeiterkreisen lautgewordenen Wunsch entgegenkommt nach dem Krieg eine gewisse Sicherheit und Höhe der Lebens-

haltung durch eigenen, wenn auch noch so kleinen Grundbesitz zu erreichen. Die Reichstagsbeschlüsse lassen nunmehr als Kapitalabfindungsfall auch ein Alter von mehr als 55 Jahren und den Beitritt zu einem gemeinnützigen Bau- und Siedelungsunternehmen zu. Andererseits sind jetzt Weiterveräußerung und Belastung des Grundstücks an die Genehmigung der obersten Militärverwaltungsbehörde geknüpft. Die Kapitalabfindungssätze werden in § 5 für alle Lebensjahre und um $\frac{1}{4}$ bis 3% erhöht. Der Reichstag legte der Abfindungsskala den Zinsfuß von 4% statt, wie die Regierung, von 5 bis 12% zugrunde. Für Kriegerwitwen, die sich wieder verheiraten, ist die Rückzahlung um einen gewissen Betrag ermäßigt. Neu hinzugefügt ist endlich in § 7a die Bestimmung, daß auf Verlangen der Militärbehörde die Abfindungssumme zurückzuzahlen ist, wenn »der Zweck der Kapitalabfindung vereitelt wird«. In der Praxis wird nunmehr zu beobachten sein, ob und inwieweit sich die zum Teil sehr hochgespannten Erwartungen auf die kulturelle Hebung der Versorgungsberechtigten durch das Gesetz verwirklichen, insbesondere, wie es auf die Frauen und Kinder wirken wird, die landwirtschaftliche und häusliche Nebenarbeiten für das erworbene Grundstück verrichten werden.

× Schweiz

× Der Kanton Glarus ist der erste der Schweiz, der mit Mai 1916 die obligatorische Alters- und Invalidenversicherung einführt. Versicherungspflichtig sind alle Kantonseinwohner, auch die Ausländer, sofern sie im Alter von 17 bis 50 Jahren stehen. Die jährliche Invalidenrente beginnt mit 150 Franken und steigt bis auf 300 Franken für die männlichen und 250 Franken für die weiblichen Mitglieder. Die Altersrente soll vom 66. Lebensjahr an ausbezahlt werden, und in 4 Jahren soll das Maximum erreicht sein. Zur Bestreitung der Kosten dieser kantonalen Versicherung besteht bereits ein Fonds von mehreren Millionen Franken, auch wird eine kleine allgemeine Steuererhöhung durchgeführt. Bedingungen und Leistungen dieser Versicherung passen sich vorerst stark den ländlichen Verhältnissen des Kantons an, werden aber doch mit ihrem Inkrafttreten ein Antriebsmittel zur Einführung der Versicherung für die Gesamtschweiz werden.

×

Kurze Chronik In Zehlendorf bei Berlin starb am 8. August Lily Braun im 51. Lebensjahr. Die Bedeutung der Verstorbenen ist in der Rundschau Frauenbewegung (in diesem Band, pag. 869 f.) in großen Zügen gewürdigt worden. Hier ist ihrer zu gedenken als einer der ersten Frauen in Deutschland, die sich über die Bedeutung der beruflichen Frauenarbeit für die soziale Bewegung völlig klar wurde und dieser Erkenntnis in ihren Schriften auch klaren Ausdruck verlieh. Die einschlägigen Arbeiten Lily Brauns bilden den Höhepunkt ihrer Lebensleistung und Entwicklung. × Eine Ausstellung für Kriegsfürsorge ist in Köln am 19. August eröffnet worden. Im Zusammenhang mit ihr hält eine Anzahl von Vereinigungen, wie die Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge, der Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge und andere, in Köln Tagungen ab, die sich mit der Fürsorge für die Kriegsinvaliden beschäftigen.

WISSENSCHAFT

Biologie / Adolf Koelsch

Hypnose Schon in vorwissenschaftlicher Zeit hat man die Erfahrung gemacht, daß man die verschiedenartigsten Geschöpfe durch Anwendung bestimmter körperlicher Reize in einen Zustand temporärer Bewegungslosigkeit oder Gliederstarre versetzen könne, in dem sie die Herrschaft über ihren Körper verlieren. Sie verfallen, wenn man sie mit bestimmten Griffen anfaßt oder ihnen gewisse paradoxe Körperstellungen aufliegt, in eine Art Muskelstarrkrampf, der verschieden lange Zeit anhält. Da man schon lange vorher beobachtet hatte, daß der Mensch oder wenigstens gewisse menschliche Individuen, wenn man ihren Körper mit bestimmten Streichungen behandelt oder ihnen gewisse Befehle erteilt, also auf ihr Vorstellungsleben einwirkt, in einen Zustand von Schläfrigkeit und seelischer Willenlosigkeit geraten, der dem Zustand der Tiere zu entsprechen schien, bezeichnete man das tierische Phänomen mit einem bereits eingeführten Ausdruck als Hypnose. Einige jüngere Biologen sind gegen die Berechtigung dieses Ausdrucks mißtrauisch geworden, sie sprechen lieber von Katalepsie, was so viel wie Starrkrampf bedeutet. Die beliebtesten und fast einzigen Demonstrationsobjekte für sogenannte

Hypnoseversuche an Tieren sind bis vor ganz kurzer Zeit Hühner, Tauben und Kaninchen gewesen. Ihnen reihten sich später die Wasserfrösche an. Sie sind in dem selben hohen Grad wie Hühner und Tauben echte Bewegungstiere, die ihr Heil unbedingt in schleuniger Flucht vor dem Ungewohnten zu suchen pflegen. Um so auffallender ist es, daß man sie nur auf den Rücken zu legen und eine Weile mit der hohlen Hand zuzudecken braucht, damit der erwartete Zustand eintritt. Er kann schon nach 15 bis 40 Sekunden erreicht sein und 5 bis 6 Minuten anhalten. Neuere Arbeiten haben die Reihe der hypnotisierbaren Tiere noch um einige Typen aus anderen Klassen des Tierreichs vermehrt, und unter ihnen ist eine der schönsten die Studie J. F. Szymanskis über den Flußkrebs. Denn um dieses Tier, das in Freiheit gleichfalls jeden Reiz mit einer Fluchtbewegung zu beantworten pflegt, in Starre zu versenken, stellt man es auf den Kopf, indem man es eine Weile mit der umschließenden Hand in dieser Lage festhält. Nimmt man die Hand dann weg, so bleibt es bis zu 7 Minuten bewegungslos in dieser unwahrscheinlichen Kopfstellung stehen. Jetzt ist in Pflügers Archiv für Physiologie eine weitere Arbeit von Alois Kreidl (Wien) erschienen, die auch einige sehr bekannte Süßwasserfische unter die hypnotisierbaren Tiere versetzt. Es handelt sich um Forellen, Schleien und Goldfische, außerdem um die exotischen Rotfedern, eine gern im Aquarium gehaltene kleine Weißfischart. Alle diese Tiere wurden dadurch in Hypnose versetzt, daß sie in einer Wanne voll Wasser in Rückenlage gebracht und eine Zeitlang so festgehalten wurden. Forellen können unter diesen Bedingungen schon nach 10 Sekunden in Starre verfallen sein und bis zu 33 Minuten in der unnatürlichen Lage ausharren. Ihre Atemtätigkeit ist dabei kaum verändert. Wie bei allen bisher genannten Tieren kann die Starre jederzeit durch Verabreichung passender Außenreize gelöst und das Geschöpf der vollständigen Herrschaft über sich selber zurückgegeben werden. Bei Fischen kommen als solche Erweckungsmittel plötzliche Wassererschütterungen oder Klopfen auf den Tisch in Betracht. Lichtreize und Gehörreize sind unwirksam. Die übrigen hypnotisierbaren Tiere dagegen sind teilweise auch für diese Einwirkungen und eine Reihe anderer Erweckungsreize empfänglich.

Man sollte glauben, daß die Physiologen sich mit diesen äußerlichen Feststellungen nicht zufrieden gegeben sondern der Natur verschiedene Fragen vorgelegt hätten, um zu erfahren, was da nun eigentlich vor sich gehe, wenn ein Tier unter Einwirkung gewisser Außenreize seine Aktivität gleichsam ablegt und auf die Aufrechterhaltung seines gewohnten Verhaltens der Welt gegenüber verzichtet. Aber wir sind über sehr primitive und völlig ungenügende Anfänge in dieser Hinsicht bisher nicht hinausgekommen, weil vorläufig noch die Überzeugung herrscht, daß mit der Analyse, die Max Verworn 1898 in seiner Schrift Die sogenannte Hypnose der Tiere /Jena, G. Fischer/ geliefert hat, das Problem erledigt und genügend geklärt sei. Verworn hatte bei seinen Untersuchungen an hypnotisierten Vögeln und Säugetieren gefunden, daß das charakteristische Merkmal des Zustands in der Dauerkontraktion gewisser Muskeln bestehe, und zwar seien gerade die Muskeln am stärksten krampfartig zusammengezogen, die im Beginn des Versuchs von dem Tier benutzt worden sind, um sich gegen die umgarnende Hand zur Wehr zu setzen und den Körper aus der aufgezwungenen Lage in die normale Haltung zurückzuführen. »Diese Zurückführung des Tieres aus einer anormalen Lage in die normale«, schreibt er bei einer neuerlichen Behandlung des Problems im Handwörterbuch der Naturwissenschaften, »ist ein reflektorischer Vorgang, . . . er erfolgt rein maschinenmäßig, prompt und sicher. Unterdrückt man dagegen wie in den vorliegenden Experimenten diesen Lagekorrektionsreflex mit den Händen, so wirkt die abnorme Körperlage andauernd als Reiz, und die Muskeln, die zu ihrer Korrektur dienen, werden nicht ruckartig kurz sondern andauernd tonisch innerviert, das heißt das Tier bleibt in der Stellung des unvollendeten Lagereflezes gewissermaßen erstarrt liegen.« Man sieht sofort, daß in diesen Sätzen keine Erklärung der fraglichen Erscheinungen enthalten ist, sondern daß sie das Phänomen einfach nochmals beschreiben, indem sie feststellen, was an den Muskeln vor sich geht. Über das eigentliche Problem aber wird dadurch hinweggeglitten, daß ein Scheinproblem aufgestellt wird. Indem nämlich Verworn schreibt: »Unterdrückt man dagegen wie in den vorliegenden Experimenten diesen Lagekorrektionsreflex mit den Händen«, übersieht er, daß in Wahrheit

nicht »man« den Reflex unterdrückt, sondern daß das Tier es ist, das als Aktivum auftritt, und daß »man« nur als Emanationsquelle jenes Reizes fungiert, der das Tier veranlaßt die Korrektionsversuche aufzugeben. Indem ich aber das Tier als Aktivum oder handelndes Wesen erkenne, wird das Problem zu einem solchen der Psychologie oder kann wenigstens zu einem solchen werden. Denn die Möglichkeit ist gegeben, daß der physiologische Schock nur die Folge eines seelischen Schocks ist, der schon vorher eintritt; die Versuchsbeobachtungen an großhirnlosen Tieren schließen das gar nicht aus, weil zwei äußerlich übereinstimmende Reaktionen ja auf sehr verschiedenartige Weise zustande kommen können. Auch ist zu bemerken, daß das Problem der tierischen Hypnose so lange noch als vollkommen offen gelten muß, als man nicht in allergrößtem Umfang Untersuchungen über das Verhalten der erstarrten Tiere gegenüber bestimmten gewohnten Anforderungen, die aus der Umwelt kommen, angestellt und sich dadurch Rechenschaft über den Zustand des Nervensystems, der Seelenapparate, der Gedächtnisfunktionen usw. im Zustand des Schocks verschafft hat.

×

Kurze Chronik Auf dem Schlachtfeld ist der außerordentliche Professor für Mineralogie an der Universität Jena Dr. A. Ritzel im Alter von 37 Jahren gefallen. × Nach einem arbeits- und erfolgreichen Leben starb, kurz vor seinem 80. Geburtstag, Johannes Ranke, Professor der Anthropologie an der Universität München. Er hat sich große Verdienste um die Erforschung der Urgeschichte Bayerns erworben und ein bedeutendes populäres Werk Der Mensch geschrieben /Leipzig, Bibliographisches Institut/, das seinen Namen in weiten Kreisen bekannt gemacht hat. × Gleichfalls in München starb im Alter von 55 Jahren Professor Bruno Hofer, der Vorsitzende der Biologischen Versuchsanstalt für Fischerei. Er war der eigentliche Hygieniker der Fische und hat nebenher durch seine Studien über Abwässerklärung, die im Hinblick auf die Hebung der Fluß- und Teichwirtschaft unternommen wurden, Pettenkofers Werk sehr segensreich weitergeführt; auch die Allgemeine Fischereizeitung wurde von ihm herausgegeben. × Nach einer Statistik von Albert Heß, der die von der schweizerischen Forst- und

Fischereinspektion für 1915 veröffentlichten Zahlen zugrunde liegen, schlossen die künstlichen Befruchtungen bei Fischen mit folgendem Resultat: bei Bachsaibling und Karpfen wurden alle Eier befruchtet, bei Lachs 93 %, Seeforelle 91 %, Rötel 90 %, Bachforelle 89 %, Felchen 82 %, Regenbogenforelle 80 %, Äsche und Barsch 72 %, Hecht 71 %. Bedenkt man, daß bei freier Ablage der Eier im See oder Fluß schätzungsweise nur 8 bis 10 % des gesamten Fischrogens befruchtet werden, so ist der Nutzen des künstlichen, von den Fischzuchtanstalten eingeführten Befruchtungsverfahrens für die Vermehrungsfrequenz unserer Nutzfische ohne weiteres einzusehen. × Das Naturkundliche Heimatmuseum in Leipzig hat die aus 1850 Bälgen bestehende wertvolle Vogelsammlung des gefallenen Realschullehrers Grimm in seinen Besitz gebracht.

Hygiene / Adolf Kraft

Gehirnverletzte Der Krieg mit seinen Folgen eröffnet auf dem Gebiet der Medizin neue Wege der Behandlung, die in Friedenszeiten vielleicht deshalb weniger beschränkt wurden, weil die Zahl der Fälle nicht genügend groß erschien, um der systematischen Behandlung und der allgemeinen Verwertung zu unterliegen. Unter den Kriegsverletzungen, die zu besonderer Behandlung Anlaß bieten, spielen die Kopf- und Gehirnverletzungen keine kleine Rolle, einmal weil ihre Zahl nicht gering ist, dann aber auch, weil ihre Folgen für die künftige Lebensgestaltung von ausschlaggebender Bedeutung sind. In der Münchener Medizinischen Wochenschrift teilte Fritz Hartmann (Graz) auf Grund seiner praktischen Erfahrungen seine Auffassungen und Methoden bei der Behandlung von Gehirnverletzungen mit. In erster Linie weist der Verfasser darauf hin, daß der chirurgische Eingriff zwar die unmittelbaren Folgen einer Verletzung beseitige, nicht aber mit seinen therapeutischen Eingriffen eine substantielle und funktionelle Heilung erziele, daß er also nicht imstande sei vernichtete Teile der Gehirnmasse wieder zu ersetzen und Störungen rein funktioneller Natur zu beseitigen. Aus der Pathologie ist bekannt, daß Gehirndefekte in der Regel mit Funktionsstörungen in den motorischen und sensorischen Projektionsbahnen, mit

Störungen der psychomotorischen Leistungen und mit intrapsychischen Funktionsschädigungen verbunden sind. Hartmann unterscheidet Gehirnsieche und Gehirnkrüppel.

Zu den Gehirnsiechen gehören debile Menschen höhern Alters, mit mehr oder weniger widerstandsfähigem Gehirn, kaum oder wenig ersetzbarer Hirnfunktion, meist progressiv verlaufenden Prozessen infolge von Blutungen, Gefäßverletzungen, entzündlichen Vorgängen, Geschwülsten. Hier handelt es sich weniger darum die Funktionen wieder zu ersetzen als die schädigende Grundkrankheit einzudämmen und in ihrer Wirkung auf das Gehirn unschädlich zu machen, den primären Hirnprozeß zum Stillstand oder Verschwinden zu bringen. Eine Restitution der Funktionen, die verloren gingen, ist meist nicht oder nicht in vollem Umfang möglich.

Beim Gehirnkrüppel, wie er aus dem Krieg hervorgeht (aber auch in Friedenszeiten infolge von Berufsverletzungen entsteht), wird ein sonst vollkommen rüstiges Gehirn, in der Regel jugendlicher Personen, verletzt. Ist der Prozeß im chirurgischen Sinn abgeheilt, so findet eine weitere Progression der Schädigung nicht statt; der Prozeß kommt mit dem durch die Verletzung gesetzten Funktionsdefekt zur Ruhe.

Nun erhebt sich die Frage, ob dieser Funktionsdefekt nicht behoben werden kann. Der Verfasser weist darauf hin, daß erfahrungsgemäß ein rüstiges, strukturell nicht geschädigtes Gehirn in seinen Leistungen außerordentlich restitutionsfähig sei. Es muß angenommen werden, daß die durch strukturelle Zerstörungen unterbrochenen Beziehungen zwischen Bahnen und Zentralstätten auf intakten Wegen sich wieder bilden, daß funktionell verwandte Hirnregionen ersetzend eintreten, mit anderen Worten, daß andere Regionen durch Mehrarbeit und Anpassung die entstandenen Defekte ausgleichen. In dieser Beziehung sind die neuesten Lehren Monakows über die Lokalisation der Hirnfunktionen sehr instruktiv. Vorstehende Erfahrungen und Voraussetzungen bilden aber auch das Substrat für die therapeutische Behandlung der Gehirnkrüppel. Der Zweck der Behandlung ist der Wiederersatz der Funktionen, die verloren gegangen oder behindert sind. Das Mittel besteht in der Anwendung von Methoden, die naturgemäß während der Entwicklung des Individuums, also während der ganzen Lebens-

zeit, für den Funktionsaufbau und -aufbau des Gehirns maßgebend sind, nämlich Lernen und Üben.

Die unter dem allgemeinen Begriff der Übungstherapie bekannte Methode, die ja dem Wesen nach nur die Anwendung pädagogischer Grundsätze auf dem Gebiet der Therapie bedeutet, wird, wie der Verfasser betont, schon auf verschiedenen Tätigkeitsgebieten angewandt, so zur Beseitigung neuromotorischer Schädigungen bei Rückenmarkskranken, bei Hörstummheit, zur Heilung des Stotterns, Beseitigung des Stammelns, zur Beseitigung motorischer Störungen der motorischen Nervenbahnen. Neu ist aber nach der Ansicht des Verfassers der Gedanke: Defekte der Hirnfunktionen, die durch Verletzung im rüstigen Mannesalter entstanden sind, durch Übungstherapie zu beseitigen. Der Zweck dieser Therapie soll sein: die Wirtschaftsfähigkeit des Verletzten zu restituieren, sei es in dem früher ausgeübten sei es in einem neuen Beruf.

Zur systematischen Durchführung der von ihm vorgeschlagenen Therapie richtete Hartmann im Jahr 1915 im Anschluß an die Nervenlinik in Graz eine Übungsschule für Sprachkranke und Gehirnverletzte ein. Auf Grund der hier gesammelten Erfahrungen stellt er folgende vorläufige Richtlinien für die pädagogische Behandlung von Gehirnrüppeln auf:

»1. Jeder Schädelverletzte, welcher irgendwelche Störungen subjektiver oder objektiver Art zu beklagen hat, gehört in eine neurologisch-pädagogische (gegebenenfalls auch mechanische) Nachbehandlung.

2. Es sind zu diesem Behufe Übungsschulen für Sprachkranke und Gehirnerletzte zu schaffen. Dies soll überall dort geschehen, wo tüchtige und bestrebte Neurologen sich der Unterstützung erfahrener Pädagogen versichern können; denn letztere sind die Seele der Schule. (Neben den pädagogischen Übungsschulen müssen naturgemäß für alle zentral bedingten motorischen und sensorischen Störungen an Rumpf und Extremitäten unter neurologischer Leitung mechanische Übungsschulen geschaffen werden.)

3. Es liegt im Interesse der Erfolge, wenn die den betreffenden Gegenden heimatzugehörigen Krieger nach Tunlichkeit in die Hand von ihrem Volkscharakter nahestehenden Neurologen und Pädagogen gelangen, und hierauf

wird bei Errichtung der Schulen und bei der Zuweisung der Schüler Bedacht zu nehmen sein.

4. Die von pädagogischen Gesichtspunkten geleitete funktionelle Therapie hat sich auf alle Formen der Sprachstörungen und psychischen Ausfallserscheinungen allgemeinerer Natur zu erstrecken. Da fast jede ernstliche Schußverletzung des Gehirns mit Störungen der Aufmerksamkeit, Merkfähigkeit und Assoziationsleistung einhergeht, sind alle solche Fälle auf das eingehendste nach solchen Störungen von wohlgebildeten Fachärzten zu untersuchen und im Einvernehmen mit dem Pädagogen einer Überprüfung auf solche Defekte zuzuführen.

5. Die bisherigen Erfahrungen haben ergeben, daß viele Störungen des Sprachmechanismus mit Erscheinungen von Dissoziation der Vorstellungen einhergehen und ihre Behandlung besondere Rücksicht auf die Beteiligung dieser Defekte nehmen muß.

6. Die bisherigen Erfahrungen... haben gezeigt, daß die pädagogische funktionelle Therapie zunächst nicht auf dem vorhandenen Besitzstande von Kenntnissen und Bildungsgrad sich aufbauen soll sondern in allen ernstlich geschädigten Fällen mit einem individualisierten, ansonst typischen Unterricht in der ersten Stufe der Elementarschule beginnen soll. Nur so wird der Tatsache Rechnung getragen, daß meist neben wohlherhaltenen Leistungen des entwickelten und erzogenen Gehirns einzelne oder ausgedehntere Defekte bestehen. Diese Defekte sind oft ganz elementare. Bevor sie nicht gefunden und durch Schulung gedeckt sind, leidet der weitere Unterricht (einer höheren Unterrichtsstufe) und kommt nicht vorwärts.

7. Es ist der Versuch zu machen auch die sogenannten funktionellen Sprachstörungen nach Schock, Granatexplosion, mit und ohne *Comotio cerebri* einer Übungsbehandlung zuzuführen, wenngleich hierfür eine Richtlinie aus den bisherigen noch nicht befriedigenden Resultaten noch nicht gegeben werden kann.

8. Im weitesten Sinne des Wortes sind auch alle Zustände nervöser Erschöpfung einer dosierten Übung der quantitativ geschädigten geistigen Leistungsfähigkeit zuzuführen. Für diese Kranken scheint die intensivste Förderung der Volksheilstättenbewegung für Nervenranke geboten. Die geistige und körperliche Arbeit ist als Heilbedingung

für diese Kranken nur in solchen (dauernden oder improvisierten) Heilstätten rationell durchzuführen.«

Die in der Übungsschule erzielten Erfolge, die sich auf Grund einer kritischen Sichtung der bisher behandelten 45 Fälle ergeben, faßt Hartmann in folgenden Sätzen zusammen:

»1. Die Erfolge, welche mit der pädagogischen funktionellen Therapie... bisher erzielt wurden, sind: a) Heilerfolge in einer Reihe leichter Fälle; b) Heilerfolge bei schweren Verletzungsfällen: Sprachstörungen, Störungen der Merkfähigkeit, der Rechenleistungen etc.; c) weitestgehende Besserung hochgradiger Defekte der motorischen und sensorischen Sprachleistung, der Merkfähigkeit, bei schwerster Form von Dissoziation der Vorstellungen und Schädigung der assoziativen Tätigkeit, von Begriffsverlust etc. 2. Die bisher erzielten Besserungserfolge lassen alle nach den noch fortwährend ersichtlichen Besserungsfortschritten die Aussicht auf vollkommene Heilung offen. Sollte sie nicht eintreten, so bieten die erzielten Erfolge doch in einer Reihe von Fällen wenigstens die Gewähr der Ertüchtigung zu selbständiger Lebensführung, in einer andern Reihe wenigstens die erhebende Tatsache, daß schwer geistig Invalide auf eine soziale und zu einfacher freier Betätigung innerhalb der Familie oder einfacher Wirkungskreise brauchbare Höhe gebracht wurden, während sonst alle, auf die Gnade der Gesellschaft oder den unzulänglichen Einfluß ihrer Umgebung angewiesen, leistungsunfähige (vielfach schwachsinnige) Krüppel geblieben wären.«

Die Anregungen Hartmanns und seine Mitteilungen über die Erfolge seiner Behandlungsmethode haben nicht nur Bedeutung für den Kriegsfall, sie eröffnen auch erfreuliche Perspektiven für die erfolgreiche Therapie von Unfallverletzungen, wie sie im friedlichen Gewerbebetrieb nicht allzu selten vorkommen. So trägt das Elend des Krieges doch wenigstens etwas zur Vervollkommnung unserer Erkenntnisse und Behandlungstechnik bei.

× ×
Kurze Chronik Ein Gelehrter von Weltruf ist in Paris gestorben: Professor Elia Metchnikow, das hervorragende Mitglied des Instituts Pasteur. Er war 71 Jahre alt geworden. Über seine wissenschaftliche Bedeutung wird noch gelegentlich einiges zu sagen sein. × Am 9. Juni verschied in Reichenau Professor Edu-

ard Lang, im Alter von 75 Jahren. Er hatte von 1873 bis 1887 den Lehrstuhl für Hautkrankheiten und Syphilis an der Innsbrucker Universität inne. Nach dem Rücktritt vom Lehramt widmete er sich ganz der Lupusbehandlung. Seine Veröffentlichungen genossen in Fachkreisen großes Ansehen. × Am 22. Juni starb der Regierungsrat W. Buchholz, das langjährige Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamts, 45 Jahre alt. × Der verdiente Forscher auf dem Gebiet der Bakteriologie Professor Theodor Pfeiffer in Graz ist am 28. Juni, 49 Jahre alt, gestorben. × Am 6. Juli starb Professor Albert Fraenkel in seinem 69. Lebensjahr in Berlin. Seine hervorragendste wissenschaftliche Leistung ist die Entdeckung des Erregers der Lungentzündung. Großes hat er im Dienst der Berliner Krankenhäuser geleistet, namentlich als Direktor des städtischen Krankenhauses am Urban. Er war ein tüchtiger Forscher und Arzt und ein Mann von aufrechter Gesinnung und gewinnender Herzensgüte. × In Breslau starb am 30. Juli Professor Albert Neißer nach kurzer Krankheit im Alter von 61 Jahren. Sein Ruhm als einer unserer ersten Dermatologen ist in Fachkreisen wie auch in der Laienwelt fest begründet. × Im Juli wurde in Paris ein Museum zur Geschichte der Kriegschirurgie eröffnet. In einer Reihe von Einzelabteilungen wird die Entwicklung des französischen Sanitätswesens von der großen Revolution bis zum gegenwärtigen Krieg gezeigt.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Lyrik An der Ausgabe, die Frau Förster-Nietzsche von den Gedichten und Sprüchen

Friedrich Nietzsches besorgt hat, ist vieles zu lernen, was den Charakter des Philosophen selber und die Lyrik im allgemeinen angeht. Frau Förster stellt einmal fest, daß ihr Bruder in der höchsten Zeit seiner Inspiration nicht selten in Reimen die Gedanken formte. Dann löste er den gebundenen Spruch auf, und was im Versmaß und Wortgleichklang gesagt worden war, verlor sich in einen freirhythmisch belebten Satz. So wird nicht gerade etwas Neues, aber etwas sehr Wichtiges mit der Behauptung hervorgehoben, daß Nietzsches Denkart häufig von einem

blühenden Verbalismus bestimmt wurde. Der Knabe schon, der Musik und lyrische Spielerei liebte, beherrscht die Sprache ungewöhnlich. Wiederklänge, Alliterationen, Innenreime, all dies hauptsächlich von Romantikern geliebte Kunstgesänge, sind ihm außerordentlich leicht. Er hat beinahe Mühe die Wohlklänge, die ihm zuströmen, abzuweisen, damit die Tiefe und das Gewicht der Idee auch zu ihrem Recht kommen. Zarathustras Lieder, die zahlreichen Abwandlungen der Fröhlichen Wissenschaft, auch die gereimten Moralitäten des Menschlichen Allzumenschlichen stehen in dem neuen wertvollen Sammelband der Nietzscheschen Gedichte (Gedichte und Sprüche /Leipzig, Kröner/). Sie ermöglichen es heute die Entwicklung eines genialen Wortkünstlers zum Philosophen zu verfolgen. Und man kann es spüren, wie er, Jean Pauls gemessener Prosalyrik unbewußt folgend, Hölderlin weitersingend, die Generationen nach sich züchtete und ermunterte.

Die ganze Lyrik des hochbegabten Theodor Däubler würde zum Beispiel unmöglich ohne den Schöpfer Nietzsche gewesen sein. Nur ist wieder ein Rückbildungsprozeß wahrnehmbar. Nietzsche löst sich die gereimte Romantik in beflügelte Prosa auf, und sein Beispiel wird von dem lernenden Jünger logisch fortgesetzt. Däubler hat sich auch zu einer allumfassenden kulturellen Aristokratie hinaufgeschwungen. Er schaltet noch mehr die mikroskopische Beobachtung des Menschauges aus, um nur mit den Gigantenaugen des Freskomalers zu sehen. Nietzsche fürchtet, daß seine Sprache sich allzu weit vom Allgemeinen entferne, und den Vers übersetzt er in die schwungvolle Prosa. Die schwungvolle Prosa ist schon der Durchschnittsstil Däublers, und ihm bleibt nichts anderes zu tun als ihn in den Augenblicken der heftigsten Erregung mit gezähltem Rhythmus und mit dem Reim zu schmücken. Mit silberner Sichel und Wir wollen nicht verweilen sind zwei Bücher Däublers /Dresden, Hellerauer Verlag/, die vollständig in das Gebiet des Lyrischen fallen, weil sie nur das gesteigerte Selbsterlebnis des Dichters nachhallen lassen. Er liest Welt und Bücher wie ein Rhapsode, er geht zu Wahrheiten wie ein Prophet. Er ist ein Feind des Didaktischen, obwohl er Stöße von Schriften durchgestöbert hat. Das scheint in ihm die Nietzschestimmung, der Hang

zum Verdichten und Symbolisieren der menschlichen Geistigkeit durch eine Formel. Für Nietzsche ist es etwa der Gipfel in Gletschern und Sonne. Für Däubler ist es die Meeressunermesslichkeit, das Schneetreiben mit seiner verwirrenden Blendung. Nach alledem ist es kein Wunder, daß seine Verse am vollendetsten werden, sobald sie der Nachhall einer solchen Ekstase sind. Bei Nietzsche und auch bei Däubler ist die lyrische Offenbarung als eine Freude des Dichtenden zu denken. Er hat sich nur dem Strom der Worte hinzugeben, die zu ihm herbeirinnen, und er wird beglückt. Darum schreiben sie auch viel auf; darum sind sie auch die freiwilligen und sehr fruchtbaren Dichter. Aber es gibt auch eine weniger verwöhnte Klasse, und zu ihr gehören die Dichter im Krampf. Sie ringen mit dem Wort, sie lassen es nicht als ein leichtes Spiel entflattern. Sie werden nichts Abgerundetes und Wohlgefälliges sagen, sondern etwas, das durch die Form und auch oft durch den in der Metapher verborgenen Gedanken überrascht und niederschlägt. Und trotzdem ist ihre Krampfstimmung nichts Wertloses, es ist im Gegenteil eine bedeutende Mühe der Seele in ihnen wirksam. Sie sind ungeheure Anthropomorphisten, fühlen das Menschliche im Reich der Steine, der Lüfte, der Pflanzen und Tiere, aber stets so, als wenn nur die Krankheit und die Verkrümmung das Menschliche bedeuteten. Sie lieben die Dinge und Wesen im Licht der Nacht, sie können nicht segnen, nur fluchen oder jammern. Geuze einsam von unterwegs: Daß viel brodelndes Talent in Hugo Sonnenschein, dem Verfasser dieser Dichtungen, arbeitet, wurde in dieser Rundschau (1912, 3. Band, pag. 1453) schon gesagt. Nun gibt er das schmale Heft Erde auf Erden (als Privatdruck) heraus. Er hat einen Ekel vor Europa, er belegt die alte Erde mit den verächtlichsten Ausdrücken. Er hat etwas von den strafenden Propheten an sich, die man in unserm Erdteil nicht versteht. Ein Schüler Storms, Kurt Hans Willecke, der natürlich auch Rilke kennt und dazu noch dem 50jährigen Hugo Salus und dem seligen Gustav Falke nahesteht, hat aus all seiner Erfahrung und Gerechtigkeit kein unebenes Talent genährt. Er hat durchaus erbauliche Wendungen in seinem lyrischen Band Durch meine Gärten /Berlin, Axel Juncker/. Er findet für einen hübschen Gedanken oft ein anmutig beseelendes

Symbol. Aus ihm redet nicht der Krampf des Beichtenden, es lächelt vielmehr der zum Plaudern aufgelegte Beobachter. Menschen in höchster Wonne sind etwa die Nietzsche und Däubler, Menschen vom Schlag Sonnenscheins sind vom Geschlecht des Hiob, des Jeremias und der Cassandra, Talente von Willekes Art sind weltmännisch.

Der Inder Rabin dranath Tagore muß noch heute von der blumigen Weisheit der Bhagavad-Gitâ und der wirklichen Süßigkeit der Savitri erfüllt sein. Er hat sich aber auch mit dem Humanismus von Oxford und mit der Dickenschen Proletarier- und Kindersozilogie bereichert, und er hat sicher auch sein östliches Wesen jener, von der Affenliebe wegschwenkenden Kinderliebe hingegeben, die dem jungfräulich-mütterlichen Herzen Ellen Keys aufgegangen ist. Er übersetzt seinen indischen Vers selbst ins Englische, und der Verdeutschter nimmt diese Bearbeitung für seinen Text. Der zunehmende Mond heißt Tagores Kinderbuch /Leipzig, Kurt Wolff/. Der zunehmende Mond, der so schnell zur rundlichen erdenbeherrschenden Reife gelangt, ist kein wertloses Symbol für das Glück der wachsenden Kinder. Es sind nun gar keine besonders tragischen Gefühle, denen Tagore seine Mutter oder deren Liebliche unterwirft. Auch der lederne Schulranzen Europas spielt eine Rolle, und daneben die Pracht der Lotosblume und der ewiggrünen Bäume und der Schlingpflanzen und vielgestaltigen Gottheiten.

Es ist merkwürdig, daß dieser an die tausendjährigen Moralsprüche sich heftende europäisierte Inder nichts anderes zu sagen hat als etwa der Wiener Peter Altenberg, dem gerade die Zerstörung so eifrig benutzter Sittensätze obliegt. Die Gedankengänge der Menschen erscheinen seltsam kurz und an Abwechslung arm, wenn in der Tagoreschen und in der Altenbergischen Kinderlehre das Ideal in gleicher Weise abgehandelt wird. Altenberg wandte nur die ganze Obhut seiner Ergebenheit den Kindern zu, die in die Sphäre des Erotischen hineinrücken. Gerade dieses schwebende und noch nicht zur Endgültigkeit abgelenkte Temperament der Kinder ist des Wieners Gegenstand der Betrachtung; es ist auch des Inders Gebiet. Dabei ist Tagore patriarchalischer, und Altenberg ist mehr der zigeunernde Junggeselle. Beide aber sind in dem beschwingten Lyrikstil Brü-

der, der zwischen der Elegie und der Lehrhaftigkeit einen neuen Ausdruck sucht, der bald in Geboten redet und bald in kurz gefaßten Beispielen, Legenden oder Märchen. Altenberg sammelte wieder ein neues Buch, das seine kurzatmige und trotzdem manchmal ewige Seelenkunde darlegt: Nachfechtung, Nachernte heißt dieses Buch /Berlin, S. Fischer/.

× Erzählungen Heimwärts nennt Lau- ×
rids Bruun seinen Ge-
schichtenband /Berlin, S.
Fischer/. Das munter und mit morali-
scher Spitze erzählte Begebnis zeigt, wie
ein Betrüger durch die starke Natur zu
einem Volksbeglucker werden kann.
Diese Erfahrung liefert kein Naturgesetz,
aber einen Sonderfall, der zum Nach-
denken bringt.

Die Kakteensammlung von Kaspar
Ludwig Merkl /Berlin, S. Fischer/
enthält 2 Novellen eines Literaten, der
im Sprachlichen sein Heil sucht. Der
Bibliothekar, der zur Botanik symboli-
sche Ausflüge macht, leidet an der
Simultanliebe zu einer kühlen Dame
und zu einer freigebigen, und er landet
schließlich dort, wo die Sinnlichkeit ge-
währt. Die Sprachkünstelei ist auch der
Psychologie im Weg, die nicht tief son-
dern nur gewaltsam ist.

Ein sehr unterhaltsames Vagabunden-
buch, die Reiseaufzeichnungen des säch-
sischen Wagnersellen Christian Döbel,
hat Oskar Wöhrle abgestaubt, ge-
kürzt und eingeleitet und so ein sehr
lesbares Buch herausgegeben (Ein deut-
scher Handwerksbursch der Bieder-
meierzeit /Stuttgart, Die Lese/). Die-
ser Bruder auf der Landstraße hat seit
1830 6 Jahre lang von Ungarn aus durch
den Balkan und Ägypten gewalzt und
dabei von Räubern, Polizisten und Sol-
daten allerhand heute noch Fesselndes
aufgeschrieben. Er war ein Junge mit
offenen Augen, verwandt dem Entdecker
Oskar Wöhrle, der sich zum Spezialisten
der kurzen Soldatengeschichte gemacht
hat (Soldatenblut /Berlin, Fleischel/).
Dies Soldatenblut durchströmt die
Wöhrleschen Geschichten so feurig und
so herzlich, daß man ihm sehr gern zu-
hört. Hier kommt alles auf das unbe-
scholtene Auge an, damit das Schlach-
tenlatein nicht überwuchert und der
Kriegsbericht das Menschliche nicht ver-
leugnet.

Solch ein menschlicher Kriegsbericht-
erstatte ist Wilhelm Schmidt-
bonn. Er hat seine beiden Reisen

durch Osten und Westen in zwei Büchern erzählt: Krieg in Serbien und Menschen und Städte im Kriege /Berlin, Fleischel/. Er schreibt einmal, wie er Stunden und Stunden dastand, um das Schauspiel der Kriegsdinge verloren anzusehen. So entäußert er sich der persönlichen Eitelkeit, um nur die gesehene Sache zu verzeichnen. Allein sein mitfühlendes Herz läßt ihn die Sache selbst sehen. Darum sind seine beiden Bände auch ganz anderer Art als die Kriegsbilder des journalistischen Reisläufers Kurt Mayer-Leiden, der sein Buch Flammender Osten betitelt /Berlin, Fleischel/. Um ein bedeutender Subjektivist der Kriegsberichterstattung zu werden, muß man ein so starkes Poetentemperament wie Aage Madelung sein.

In dieser Gefolgschaft sei noch der Band der Feldpostbriefe genannt, die der Fahnenjunker Uli Klimsch an seine Eltern, Geschwister und Freunde schrieb /Berlin, Paul Cassirer/. Hier sind Seelenbilder eines Menschen von kaum 20 Jahren festgehalten, der vielleicht einmal in reinerer Dichtung reden wird, wenn er gesund zurückkehrt. Es ist immer wieder der Anlauf des an alle Beschwerden des Karpathenkrieges gebundenen Jünglings ins Übersinnliche und rein Lyrische. Die Freude an den Liebesgaben ist ebenso stark wie die Freude an einem beleuchteten Tag. Zwischen zwei Sturmangriffen ein Gedicht, das dem Urteil des Vaters, des Bildhauers, vorgelegt wird.

Halb Novelle halb Kulturbild schreibt Hermine Cloeter in ihrem Plaudereibuch Häuser und Menschen von Wien /Wien, Schroll/. Sie kann ja in der hohen Schule des Wiener Feuilletonismus sehr viel Gutes lernen, und sie tut einen guten Griff, indem sie von Gluck, Mozart, Schikaneder und anderen lauter kleine zerstreute Züge erzählt. Auch die Anekdote erfordert eine nicht geringe und leicht zu verfehlende Kunst.

Schloß Übermut, die Novelle Korfiz Holms /München, Langen/ führt uns in das Baltenland. Es wird da herber als von Keyserling eine besondere Art moralischer Ver lumptheit geschildert. Holm erzählt sehr scharf und treffend, seine Sittenschilderungen sind von dauerhaftem Talent getragen.

Die kurzen Geschichten Hermann Wagners, die unter dem Titel Der Revolver /Berlin, Fleischel/ vereinigt sind, wirken nicht sehr explosiv. Ja, es

ist mehr deskriptive als episch vorwärtsdrängende Kraft in den Skizzen.

Die Novellen, die Andreas Schreiber unter dem Titel Das ewige Bankett vereinigt hat /München, Georg Müller/, holen schon tiefere Eigenschaften aus der Menschenseele. Es ist viel italienische Romantik, die den Geistlichen zur Erotik reißt und sogar den Zwergen in Leidenschaft verwirrt. Aber die Phantasie ist befeuernd am Werk, und die Sprache tut mehr als Wassermann und Heinrich Mann nachahmen. Schreiber sucht das ernste Novellengebilde, und er veredelt und bereichert diese wieder Achtung erfordernde Kunstform.

×
Dickens Mit der Gründlichkeit, die einem deutschen Gelehrten gut ansteht, hat Wilhelm

Dibelius die Lebensgeschichte des Charles Dickens geschrieben /Leipzig, Teubner/. Er begnügt sich nicht damit die Umstände dieser mannigfaltigen Existenz aus einer kaum zu übersehenden Menge der Dokumente herauszulesen. Er will überall geschichtlich begründen und festlegen. Das mag gelten, soweit es sich darum handelt das Zeitbild um Dickens zu malen. Denn der englische Dichter war ein Liebhaber der gesellschaftlichen und sittlichen Fragen, ein Freund des kleinen Mannes, ein Erzieher und Reformator. Er hat als Parlamentsberichterstatte die Feder zuerst geführt und ist dann zu größeren Aufgaben gelangt. So war es ganz verdienstlich die politischen Meinungen und wirtschaftlichen Zustände um Dickens zu beschreiben. Und darum ist das Buch auch empfehlenswert. Dann aber läßt sich der Biograph in einer Art der Betrachtung gehen, die keinem empfindlichen Leser gefallen mag. Er ist von einer Wut des Quellensuchens und -findens angefallen. Er will für jedes Tipfelchen im Dickensschen Werk einen geschichtlichen Beleg entdecken und vergißt ganz und gar, daß es sich um einen der originellsten Beobachter und Erfinder, um einen der echtsten Psychologen handelt. Anstatt der philologischen Hamsterei hätte Dibelius eine psychologisch vertiefte Seelenkunde von Dickens geben sollen. Er macht auch einen Anlauf dazu. Aber er kommt da nicht recht weiter. Man kann ja berechnen, und es ist das auch geschehen, daß nur 33 tragische Situationen in aller Menschenträgik möglich sind. Und so wird man unter den Charak-

teren der Menschheit höchstens eine etwas reichere Buntheit herausrechnen können. Trotzdem darf der Ästhetiker nicht mechanisch, wie Dibelius es tut, die Schöpfung eines Dichters auf solche Typenformel zurückführen. Will er es durchaus tun und der Geschichte auch ihre Entscheidung anweisen, dann muß er es weniger nüchtern tun als Dibelius. Der Gelehrte ist so an sein Klassifizieren gewöhnt, daß er, ein verirrter Linné, die Fasern der Seele mit den Staubfäden der weniger belebten Pflanze verwechselt.

Dickens war der große Verschwender der Kraft. Er vergeudete die Unsummen seines Verdienstes für einen Adelsitz, er vergeudete die Überfracht seiner Einfälle für manchmal zu langatmige Beschreibungen und literarische Abwege, er vergeudete seine stets überschüssige Nervosität, um Gewaltmärsche durchzuführen. Er war sehr eitel, oft auch sehr habsüchtig und gewöhnlich und trotzdem ein Genie. Er rieb sich gern an den Manieren der Aristokratie, Dickens, der Sohn eines im Schuldurm wohlbekannten Vaters. Er war gutmütig und besaß ein wirkliches Herz für die Armut. Keine Kreatur war ihm zu gering, daß er sich nicht, erkennend, um sie bemühte. Als er starb, bedauerte ein Londoner Kutscher, daß er nicht noch länger gelebt habe, um auch etwas vom Elend der Großstadtgäule zu sagen. Solch zitterndes, vielfach gespaltenes Gemüt, das jeden Tag wechselte, ist freilich schwer zu umschreiben.

Dickens ist auch für unsere Zeit (und wohl auch für die Zukunft) nicht tot, und besonders nicht in Deutschland. Daher kommen neben den alten deutschen Dickensausgaben, die unsere Eltern und wir selbst als Schuljungen gelesen haben, noch neue heraus. Die beste von ihnen ist von Gustav Meyrink besorgt, bei Langen in München. Vor dem Krieg waren von ihr 16 Bände erschienen; seither stockt sie. Es wäre sehr zu wünschen, daß sie bald fortgesetzt und vollendet würde. Es gibt ja im deutschen Volk schwerlich jemanden, der Dickens als *feindlichen Ausländer* ansieht, aber sicherlich viele, die nach seiner Menschlichkeit und seinem Humor Verlangen tragen.

×
Sammlungen Bücher im Zwölfteil- und Sechzehnteilformat waren aus der Mode gekommen. Die Romantiker liebten aber solche klei-

nen Bücher, die einer gleich einem Amulett tragen kann. In Frankreich, dem Land der bibelots, wurde das Miniaturbuch, das Elzevirebuch, sehr gepflegt. Die Oxford Press druckte solche Zwergenbücherei, um einem Sportbedürfnis und weniger, um der Schönheit zu dienen. Das Bibliographische Institut, das 1840 in Hildburghausen und Philadelphia wohnte, hat eine Miniaturbibliothek deutscher Klassiker in 150 Bändchen herausgegeben. Die Rosenkränze, Almanache, Blütenlesen und Lichtstrahlen um 1830 wurden als Zwergbücher veröffentlichte in solcher Form seine Übersetzungen aus dem Spanischen.

Heute kehrt man zur gleichen Mode zurück. Die schon in der Rundschau Bildende Kunst wie in dieser Rundschau (1914, 1. Band, pag. 139 und 333) erwähnten Orplidbücher des Verlags Axel Juncker in Berlin bringen Altes, etwa die Lucinde Friedrich Schlegels, Neues, wie das sehr dürftige Geschichtlein Ninon de Lenclos von Gustav Erich Holsten, endlich reine Bilderbüchlein, etwa die sehr realistischen Blätter von Fritz Wolff im Dunkel der Großstadt oder die etwas verschwommenen, im Picassostil gehaltenen Zeichnungen Wilhelm Wagners Gefangenenlager.

Der Verlag Reuß & Itta in Konstanz nennt seine Zwergenbücher *Zeitbücher*. Das ist ein vielversprechender, aber kein passender Titel für diese Sammlung. Denn das meiste, soweit es ins Dichterische geht, ist sehr unzeitlich und altmodisch. Die Plaudereien, die um das Hauptstück Lieselotte lächelt gruppiert sind, stammen von dem angenehmen Anekdotenerzähler und Idylliker Hugo Wiedebach-Woischintzky; Brentanos Fanterlieschen Schönefüßchen ist eine erquickliche Neubelebung; Ludwig Finckhs Graspfeifer ist ganz mollige, doch überflüssig verhimmelte Heimatkünstelei. Die Märchenschnörkel, Baldachine, Blumenguirlanden und Feenschleier auf den Deckeln der Zeitbücher sind in Farbe und Zeichnung weicher, lebenswürdiger Durchschnitt. Fritz Mauthners Novelle Der steinerne Riese erzählt den Selbstmord eines in seiner Ehre gekränkten Offiziers. Anlage und Stil des Werkleins sind etwas altmodisch: das steht zwischen Keller und Heyse. Kurt Moreck bringt in neuer Einkleidung Geschichten von älterm Gefühl und etwas unheimlicher Stimmung. Sein Bändchen heißt Der Gast.

Der Münchener Verlag Albert Langen hat auch eine neue Sammlung begonnen: Langens Kriegsbücher, hübsch ausgestattete Bändchen in Kleinoktav. Adolf Köster (Brennendes Blut) und Alexander Castell (Die letzte Begegnung) sind schon so überlegene Beherrscher der Kriegsanekdote, daß sie die Skizzen spielend aus der Feder schütten. Dabei ist Köster der psychologischste, und seine Erzählung von dem Zusammentreffen zweier trauernder Frauen, einer Französin und einer Deutschen, entbehrt nicht der künstlerischen Wirklichkeit. Castell ist der gewandteste, er fabelt mit der gleichen, ihm angeborenen Routine Luftschifferanekdoten und Skizzen aus dem kriegerischen Frankreich.

Als Feldebücher gibt der Verlag Fleischel in Berlin Skizzen- und Novellenbände heraus, die der Unterhaltung der Soldaten sehr gut dienen werden. Die Bände sind in Feldgrau handfest gebunden, und sie enthalten schon anerkannte Schätze des Verlags. Etwa die Balkannovellen des verstorbenen Rudolf Lindau. Die Stimme Allahs taufte man diese wiedergedruckten kleinen Arbeiten eines klugen Erzählers und Islamkenners. Oder Helene von Mühlau's anspruchslose, aber sympathisch geschriebene Geschichte vom Hauptmann Hamtiengel, der einer Station unseres afrikanischen Schutzgebiets in verlorener Einsamkeit vorsteht, der ein Schwerenöter zu sein glaubt, aber doch nur ein grunderhlicher, nach ehelicher Zärtlichkeit sich sehrender Mensch ist. Oder Auguste Hauschners Kulturnovelle Der Tod des Löwen, die mit freier Ausnutzung der historischen Kuriositäten das Ende des Kaisers Rudolf erzählt, der ein Gönner der Sterndeuter und Alchimisten war. Oder endlich Clara Viebig's Kinder der Eifel, die berühmten Jugendarbeiten dieser Erzählerin, und Georg Hermanns Guckkasten: nicht das Beste, aber das Gemütlichste seiner gütigen Veranlagung.

Endlich sei einer neuen Sammlung des Ullsteinschen Verlags gedacht, die den Titel Die 50 Bücher erhalten hat. Sie beginnt mit der Wiedergabe einer Anzahl, zum Teil sehr interessanter literarischer Dokumente aus der Belagerung von Paris 1870-1871. Ein anderes, wertvolles Bändchen bringt Briefe des jungen Fritz aus Rheinsberg. In einem weitem Bändchen werden ein paar Erzählungen E. T. A. Hoffmanns als Berliner Novellen zusammengestellt; die

Auswahl hätte freilich besser sein können. Österreichische Novellen heißt ein anderer Band. Felix Salten versucht da 3 Stufen der österreichischen Novelle in dem Armen Spielmann Grillparzers, in der Bergmilch Stifters, endlich in Kürnbürgers Braut des Gelehrten zu charakterisieren. Es gelingt ihm wirklich der Beweis, daß sich in diesen 3 Erzählungen 3 Geister und 3 Geistesepochen spiegeln.

× Kurze Chronik In den ersten Julitagen ist

der Lyriker Kurd Adler auf dem Schlachtfeld gefallen. Er ist nur 22 Jahre alt geworden. Die Aktion, deren Kreis er angehörte, bringt zusammen mit der Todesnachricht zwei Gedichte des Gefallenen: Die Dichter und Aus einem Dorfe, Verse vom Schlachtfeld, mit starkem Gefühl geschrieben, verhalten im Ausdruck. Bei einem Minengefecht im Westen fiel der mecklenburgisch-plattdeutsche Lyriker und Erzähler August Seemann in seinem 44. Lebensjahr. Im Juli fiel auch der Schriftsteller Fritz Rassow, im Alter von 33 Jahren. Er hat eine Reihe von Romanen und Novellen veröffentlicht. Am 15. Juli fiel der 38jährige Leipziger Literaturhistoriker Dr. Bruno Busse. Er hat über die deutschen Heldensagen geschrieben und ein 3bändiges Werk über das Drama verfaßt. Er hat ferner E. A. Poe ins Deutsche übertragen. × Am 18. Juli starb in Berlin Mite Kremnitz, 62 Jahre alt, nach langem Leiden. Von ihren Romanen ist wohl ist das das Leben? am bekanntesten geworden. Sie lebte 22 Jahre in Bukarest, wo sie mit Carmen Sylva schriftstellerisch zusammenarbeitete. × Der 29jährige isländische Dichter Jonas Gudlangson ist auf Skagen plötzlich gestorben. Er hat 3 dänische und 3 isländische Gedichtsammlungen herausgegeben, auch Romane und Novellen, in denen er seine isländische Heimat verherrlichte. × Der gesamte handschriftliche Nachlaß Leo Tolstoj's ist von seiner Gattin dem Moskauer Rumianzewmuseum überwiesen worden. Es befinden sich darunter an 10 000 Briefe, zum Teil wichtige Dokumente für die russische Literaturgeschichte. × In einer Zusammenkunft der Berliner Bibliophilen am 1. Mai berichtete Freiherr von Biedermann über ein vergessenes deutsches Napoléon-epos, das einen sächsischen Oberförster Voigt zum Verfasser hat und 1859 erschienen ist. Dieses Gedicht von

etwa 800 Stanzas, das durch seinen Gegenstand bemerkenswert ist, wenngleich es durch die Darstellung vielfach ungewollte Wirkungen erzielt, wird vielleicht neu aufgelegt werden.

Musik / Erich Falkmann

Klindworth † Im Alter von 86 Jahren ist am 28. Juli Professor Karl Klindworth gestorben, der gleich hervorragend als Pianist, Dirigent und Lehrer sein ganzes Leben hindurch ein eifriger Förderer und Vorkämpfer des musikalischen Fortschritts gewesen ist. Er war ein Schüler Liszts und wurde schon vom Anfang der fünfziger Jahre an ein enthusiastischer und tatkräftiger Anhänger der Bewegung Wagners und Liszts. In Berlin trat er von 1884 an in den Vordergrund, als er mit Joachim und Wüllner abwechselnd die Philharmonischen Konzerte dirigierte und 1885 zum erstenmal in Berlin die ganze Faustsymphonie Liszts aufführte. Seine pädagogische Tätigkeit entfaltete er 1854 bis 1868 in London, 1868 bis 1884 in Moskau, und er begründete dann in Berlin eine Musikschule, die, 1893 mit dem Scharwenkalkonservatorium vereinigt, noch heute einen ersten Rang einnimmt. Seine redaktionellen Arbeiten haben seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt gemacht, besonders die ausgezeichneten Klavierauszüge aus Wagners Ring des Nibelungen, in denen er die Klangfülle des modernen Klaviersatzes zur Wiedergabe orchestraler Wirkungen anwendete, ferner seine Ausgaben der Beethovenschen Klavier-sonaten, Bachscher Fugen und Chopinscher Klavierkonzerte.

×
Theorie der Musik In drei musiktheoretischen Schriften: Von zwei Kulturen der Musik, Die Symphonie Anton Bruckners und Von Grenzen und Ländern der Musik, die alle drei bei Georg Müller in München erschienen, beschäftigt sich August Halm mit der äußern Gestaltung der musikalischen Gedanken. Er stellt neu gefundene Grundsätze für die Auffassung der überlieferten Formen auf und gewinnt damit eine neuartige Grundlage für die Ästhetik der Musik. Die Bedeutung dieser inhaltreichen, von Anfang bis zu Ende selbständigen und originalen Bücher beruht in der weitumspannenden Perspektive, in der tief eindringenden Forschungsweise, die dort überhaupt anfängt Probleme zu sehen,

wo die anderen zu fragen aufhören. Die Form ist für den Verfasser nichts Starres, Totes, sie ist ihm ein Organismus, ein Entwickeln produktiver Kräfte. Das Ausgehen vom Geistigen, Fluktuieren, von den Lebensgesetzen, das Verurteilen des Unorganischen ist der Grundzug und die Forderung, die sich durch alle seine Gedankengänge zieht. Die Einheitlichkeit des fundamentalen Gedankens hinter allem Technischen das Geistige zu sehen macht ein Ganzes aus den drei Schriften, die sich wie Vorbereitung, Ausführung und Ergänzung zu einander verhalten. Das Ideal der Form im großen und im ganzen und das Ideal des Stils und der Diktion sind die beiden Kulturen der Musik. Voraus geht in dem Buch eine einleitende Betrachtung des Harmonischen, ein Gebiet, dem der Verfasser schon früher eine knappe, aber erschöpfende Darstellung hat zuteil werden lassen (in der Sammlung Göschen), der er auch das *πάντα ἔστι*, das Prinzip der Bewegung, als Motto vorangesetzt hat. Die Fuge als Form der Einheitlichkeit, der kontrastischen Denkweise, und die Sonate als Form der Gegensätzlichkeit, der Expansion, sind die beiden musikalischen Organisationen, deren Lebensäußerungen Halm in seinem ersten Buch beschreibt und vergleicht. Bewegungsart, Dynamik, Verzerrungen und Koloraturen, Symmetrie und Themenbau und -bildung sind die Stilelemente, deren Wesen und innern Willen er erläutert. Er exemplifiziert mit wenigen treffenden, ausgeführten Beispielen. Zielbewußt, mit festem Willen und einer Konsequenz, die keine Halbheiten duldet, trägt er seine Ansichten vor. Er gönnt sich polemische Abschweifungen, in denen er gegen die übliche Art oberflächlicher, unklar poetisierender Musikschriftstellerei scharfe Worte findet. In der zweiten Schrift projiziert er seine Anschauungen von Architektur und Geist der Musik auf Anton Bruckner. Halm preist Bruckner als den Meister der Form, als ein Wunder der Organisiertheit, als den reichsten Erfinder von Einzelschönheiten, als kosmischen Schöpfer der Musik, als Bereicherer des Sonatensatzes, der die Form zur Vollkommenheit geführt habe und selbst Beethoven an Wuchs und Energie übertreffe. Diese Auslassungen werden ebenso begeisterte Zustimmung wie energischen Widerspruch finden, sie haben aber jedenfalls das Gute, daß sie zu einer sorgsam Prüfung veranlassen.

Die dritte Schrift enthält gesammelte Aufsätze über das ganze Gebiet der Musik. Betrachtungen über die Phänomenologie der Musik, über das Wunder der Oktave führen Themen der früheren Bücher näher aus, Seitenblicke fallen auf den Humor in der Musik und den Unterschied zwischen Farbenkunst und Farbmischkunst in der Instrumentation, Streiflichter beleuchten Opern von Hektor Berlioz. Eine Reihe von Skizzen handelt von Wagners Musikdrama. Der Verfasser gibt sich dem Optimismus hin, daß die Zahl derer, die es nach Einsicht in das künstlerische Wesen der Musik verlangt, die zur Kenntnis der Ursachen gelangen wollen, beständig wächst. In der Zukunft werde die musikalische Ästhetik ebenso erstarbt sein, wie die der anderen Künste, im Zentrum des Musikunterrichts werde statt geisttötender mechanischer Regeln das Forschen nach dem Geist musikalischer Gesetze stehen. Wir wollen hoffen, daß Halm mit dieser seiner Voraussage recht behält.

×
Oper

Das einzige musikalische Gebiet, das im letzten Winter an Uraufführungen

reich gewesen ist, ist das der Oper. Die Fülle der neuen Werke kam fast ihrer Anzahl in Friedenszeiten gleich, und wenn auch nicht viel Dauerndes zutage gefördert wurde, so beweist die Menge der neuen Opern doch, wie selbst in diesen Zeiten die Kräfte der Schaffenden sich regen, wie die Theaterdirektoren die sich jetzt besonders bemerkbar machenden Schwierigkeiten und das Risiko der Aufführungen nicht scheuen, um nach neuen Talenten zu spüren und unternehmungslustig dem musikalischen Fortschritt die Wege zu bahnen. Das ist um so mehr zu rühmen, als sich neben den Werken anerkannter Komponisten, wie den in dieser Rundschau schon erwähnten Opern von Schillings, Weingartner, d'Albert und Korngold, viele Erzeugnisse weniger bekannter Namen befinden, deren Kassenerfolg und künstlerische Wirkung von vornherein unsicher war.

Zunächst sei Wolfgang von Waltershausen genannt, dessen Erstlingsoper Oberst Chabert vor 4 Jahren großes Aufsehen erregte. Er ist in seinem neuen Werk, der romantischen Oper Richardis, konzentrierter im Aufbau, abgeklärter im Ausdruck, einfacher in der Verwendung der Mittel geworden. Das vom Komponisten stammende Text-

buch erhebt sich am Schluß zu einer fortreißenden Steigerung. Der Mangel an dramatischem Leben in den ersten beiden Akten läßt es jedoch zu keiner tiefen Bühnenwirkung kommen. In der melodischen Erfindung aber, in dem klangvollen Satz der Kirchenchöre und in der wohlhabgewogenen Behandlung des Orchesters lebt die Kunst eines feinsinnigen Musikers, der die Technik kennt und dessen Phantasie an starken Einfällen nicht unfruchtbar ist.

An der mangelnden Bühnentauglichkeit eines undramatischen und psychologisch unwahrscheinlichen Textes leidet auch Eduard Behns Marienkind, dessen Stoff einem Grimmschen Märchen entnommen ist. Hier ist die Unzulänglichkeit des Buches um so mehr zu bedauern, als die sehr inhaltreiche Musik eine längere Lebensdauer verdiente. Die Stärke der Tonsprache liegt in den lyrischen Szenen. Sie findet ihre schönsten, zartesten und duftigsten Melodien bei der Ausmalung des Waldeszaubers und der Brautwerbung des Königs, sie gibt den heiter naiven Ton der Szenen in Mariechens Elternhaus in leichtem und lebendigem Themenfluß wieder und trifft in feierlichen, an Parsifal anklingenden Harmonieen die mystische Stimmung der Gesänge im Himmel, sie findet im letzten Akt für die Chöre des erbitterten Volkes scharf profilierte charakteristische Rhythmen. Die vollendete Beherrschung der Satzkunst und der Instrumentation offenbart sich in dem unaufhaltsam rauschenden melodischen Strom und dem klingenden Orchestersatz.

Einen mittelalterlichen volkstümlichen und eindrucksvollen Stoff umkleidet Karl von Kaskel in der Schmiedin von Kent mit einer sympathischen, vornehmen, wohlklingenden Musik, die, ohne wesentlich neue Pfade zu beschreiten, die lyrischen wie die dramatischen Vorgänge in liebenswürdiger fesselnder Kantilene nachzeichnet, sie in breite, weitgeschwungene Melodien taucht.

Im modernen Spanien spielt Max Wieses Bergnachtigall, die in ihrer knappen und geschickt gesteigerten Handlung die Anregung zu einer abwechslungsreichen Musik voll glühenden südlichen Reizes und bunter Kontraste gibt, zu einer Folge von Prozessionsgesängen, spanischen Volksliedern, heißen Liebesduetten, landschaftlichen Stimmungsmalereien, Walzerständchen und leidenschaftlichen Effektschlüssen, die der Atmosphäre von Tiefland nahe-

stehen. Die Resonanz beim Publikum würde nachhaltiger sein, wenn das technische Können des Komponisten größer wäre und die Wirkung nicht zu oft im Willen steckenbliebe. Rein lyrischen Inhalts ist die Schöne Bellinda des Schweizer Hans Huber, voller Klangreize und zarter Empfindungen. Ein Werk, das wohl zu interessieren, aber nicht zu erwärmen vermag, ist die Oper Aebelö von Gustav Mracek, deren von Amélie Nikisch verfaßtes Libretto uns in das skandinavische Altertum führt. Die Musik verliert sich in den modernsten harmonischen Spekulationen und löst sich vom Boden jeder Form und Tonalität, ohne daß größere klangliche Reize dafür entschädigten. Eine Episode aus dem Russeneinbruch in Ostpreußen behandelt das mit modernen Mitteln geschickt instrumentierte »vaterländische Musikdrama« Opfertod von Hans Chemin-Petit. Also die Aktualität in der Oper. Besonders Interesse beansprucht eine Komposition der Wildenbruchschen Lieder des Euripides von dem jungen, im Feld gefallenen Botho Sigwart (Grafen Eulenburg). Sie experimentiert mit der Verwendung der einfachen und dürtigen griechischen Tonskalen und Dreiklänge und wirkt trotz fein empfundenen und lyrisch schwungvollen Episoden auf die Dauer monoton und unplastisch.

Unter den ziemlich reichlich vertretenen heiteren Opern ist zuerst die Singkomödie Narrengericht zu nennen, in der Paul Graener einen selbständigen leichten Stil und eine natürliche melodische Ausdrucksweise gefunden hat. Eine erfolgreiche Spieloper mit Dialog, deren festgefügte Nummern formales Können verraten, ein heiteres Schelmenstück, das glänzende Einfälle mit wirkungsvoll verwendeter moderner Harmonik verbindet, ist der Schneider von Schönau von Brandt-Buys, während es Waldemar Wendland im Schneider von Arta zu sehr an persönlichem, ausgeprägtem Charakter fehlt und seine leicht beschwingten gefälligen Themen oft zu nahe die Grenze der Operette streifen. Otto Neitzels Richter von Kaschan unternimmt den Versuch einer Regeneration der älteren deutschen Opernform, ist aber zu stark auf derbe Effekte gestimmt und ermanget der überzeugenden musikalischen Gestaltungskraft. Durch eine sprühende musikalische Inspiration, durch glänzende koloristische Behandlung des Or-

chesters und treffenden, charakteristischen Ausdruck besticht des Böhmen Vítězslav Novák Einakter Der Burgkobold. Eine Komposition von Goethes Geschwistern von dem Frankfurter Kapellmeister Ludwig Rotenberg weist eine graziöse, aber mit unzureichenden melodischen Mitteln ausgestattete Musik auf.

× ×
Lieder Einige neuen Erscheinungen aus dem Bereich der musikalischen Lyrik haben im letzten Winter die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Echte und reine Volkslieder, voll ursprünglicher Melodien, ohne jede störende gesuchte Harmonik faßt Hermann Zilcher in einer Sammlung Ein deutsches Volksliederspiel zusammen. Eine wunderbare Stilleinheitlichkeit lebt in diesen ein- oder mehrstimmigen Gesängen nach Gedichten aus Des Knaben Wunderhorn und ein Empfinden für das Wesen des Volktons. Ein neues lyrisches Talent mit starker individueller Prägung ist Erich Anders. Gedichten von Storm, Hartleben, Imperatori verleiht die musikalische Ausdeutung vermöge ihrer Biegsamkeit in der Anpassung an den Grundton des Textes und der lebendig nachfühlenden, stets melodischen Tonsprache eine eindringliche Vertiefung des poetischen Ausdrucks, und sie stellt eine vollkommene Kongruenz zwischen Dichtung und Musik her. Die Harmonieen sind modern, ohne gezwungen zu erscheinen. Weniger bestimmt in der linearen Gestaltung gibt Clemens von Franckenstein differenzierte, dunkle, schwermütige Stimmungen mit subtilen Ausdrucksmitteln wieder. Aus einer Gruppe von Gesängen, mit denen der Pianist Arthur Schnabel im Konzertsaal erschien, und die teilweise aus seiner Jugendzeit stammen, hatten Die Sperlinge besondern Erfolg; alle aber bezeugten, wie früh sich in dem Komponisten schon das musikalische Empfinden und die tondichterische Gestaltungskraft geregt haben. Von ausgesprochen fortschrittlichem Willen ist Heinz Tiessen beseelt. Seine Symphonie ist in dieser Rundschau (1916, 1. Band, pag. 184 f.) als äußerliche, nurtechnische Arbeit zurückgewiesen worden. Anders zu bewerten sind seine Lieder, unter denen das Wildesche Requiescat, ein Erzeugnis individuellen, mit komplizierten harmonischen Mitteln charakterisierenden Schaffens, den einheitlichsten Eindruck

hervorbringt. In einem Heft von 6 Liedern, zum Teil auf eigene Texte, faßt der Straßburger Kapellmeister Otto Klemperer gut erfundene, pathetische, archaisierende oder volkstümliche Melodien zusammen. Voller Wohlklang und geistreich in der Charakteristik sind Hans Hermanns Sinnsprüche des persischen Dichters Omar Chayjam. Eine ungezwungene, aber kultivierte Musik, von technischem Geschick, findet sich in den Liedern Heinrich Kaspar Schmidts. Sehr stimmungreiche musikalische Illustrationen sind in einem neuen Liederheft von Bernhard Sekles, Opus 24, enthalten, aus denen das eigenartige Weihnachtslied der Pifferari hervorzubeheben ist.

× **Kurze Chronik** Am 13. August starb Generalmusikdirektor Fritz Steinbach in München. Seitdem er 1886 als Nachfolger Bülow's Dirigent der Meininger Hofkapelle wurde und mit seinem Orchester Gastreisen unternahm, hat sein Name als einer der großzügigsten, suggestivsten und überlegensten Dirigenten internationalen Ruf erlangt. Seine Hauptaufgabe hat er stets in der Interpretation und Popularisierung der Brahms'schen Werke gesehen. × In Kassel starb der Musikschriftsteller und langjährige Musikreferent der Frankfurter Zeitung Professor Hermann Gehrmann. Von seinen Werken sind die Biographie Webers, eine Neuauflage der *Cantiones sacrae* Haslers in den Denkmälern deutscher Tonkunst, Lieder und Kammermusikwerke zu erwähnen. × Der in Dänemark sehr bekannte Musikforscher Curt Thranes ist gestorben. Er schrieb über Rossini und die Oper, dänische Komponisten und die Geschichte der Königlichen Kapelle. × Eine Gedächtnisfeier für Max Reger veranstaltete der Bachverein in Heidelberg. Einer Liedermatinee folgte am Nachmittag ein Orgel- und Orchesterkonzert unter Philipp Wolfrum in der Peterskirche, das die Uraufführung des Requiems zum Andenken an die kriegsgefallenen deutschen Helden auf Worte Hebbels, Opus 144, brachte. × Eine Sammlung von italienischen Canzoni di batelle von Jean Jacques Rousseau aus dem Jahr 1735, von denen einige ganz unbekannt sind, wurden im Pariser Konservatorium aufgefunden. Rousseau hat ihnen folgende Empfehlung mitgegeben: »Diese kleinen Lieder

sind für die Personen komponiert worden, die, obgleich Franzosen, Geschmack an der Musik gefunden haben, ihren Charakter erfassen und singen lernen möchten.« Damals konnte man noch eine heitere Selbstpersiflage wagen, ohne daß sie in feindlicher Absicht ernsthaft genommen und zu plumpem Angriff ausgebeutet wurde.

× **Literatur** Eine Zusammenstellung der für den musikalischen Vortrag der Gesangspartien

Wagners und die Darstellung seiner Bühnengestalten in Betracht kommenden Gesichtspunkte, soweit sie sich aus den Anweisungen Wagners oder der Bayreuther Überlieferung ergeben, enthält Hans Bèlarts Schrift *Gesangsdramatische Wagnerkunst* /Dresden, Carl Reißner/. Das Buch gibt aber mehr als der (in der Wortbildung schreckliche) Titel besagt. Es ist nicht nur eine für den Sänger bestimmte Anleitung zur Interpretation seiner Rollen sondern eine jeden, der sich mit Wagner beschäftigt, interessierende Stilkunde seiner Werke. Das Buch bietet in seinem Hauptteil eine systematische Sammlung von mündlichen Vorschriften Wagners und Zitaten aus seinen Schriften, während ein ausführliches Vorwort und ein betrachtendes Schlußkapitel eigene Ergänzungen des Verfassers enthält. Von den mit großem Fleiß zusammengetragenen beiden Abschnitten des Buches behandelt der eine, erläuternde Teil ausführlich die Stilprinzipien im allgemeinen sowie die psychologischen Wandlungen Wagners und die seine Dichtungen beeinflussenden Geistesrichtungen, die Anschauungen Schopenhauers, Feuerbachs und des Buddhismus. Der andere, wichtigste Teil bietet die sich bis auf die kleinsten Einzelheiten in Tempo, Aussprache, Atemführung, Spiel und Ausdrucks-erstickenden Bemerkungen über Auffassung und Ausgestaltung der Bühnenfiguren, übersichtlich nach Rollen geordnet. Mangels spezieller Anweisungen fehlen die Meistersinger. Dagegen sind die 5 Gedichte aufgenommen.

KULTUR

Kunstgewerbe / Ernst Jaffé

Hausgerät Das Österreichische Museum für Kunst und Industrie hatte unter Mitwirkung von Fachschulen und Künstlern einen Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für einfachstes,

billigstes Hausgerät ausgeschrieben. Dieses soll bei der Wiederbesiedlung kriegs betroffener Gebiete verwandt werden. Rund 50 Entwürfe, das Ergebnis des Wettbewerbs, sind an Fachschulen, Gewerbeförderungsinstitute und Handelskammern verschickt worden. Diese haben dann die Entwürfe als Anregungen, nicht als Vorlagen an geeignete Handwerker und industrielle Betriebe weitergegeben. Was sie an diesen Stellen genützt haben, wird eine Ausstellung im Museum zeigen, die man zunächst abwarten muß. Jedenfalls verdient der ganze Vorgang lebhaftes Interesse. Das in München eingeschlagene Verfahren, über das seiner Zeit in dieser Rundschau (1915, 3. Band, pag. 1148) berichtet worden ist, war einfacher und hat doch für Ostpreußen das gleiche erreicht, was die Österreicher auf dem geschilderten umständlichen Weg erzielen wollen: geschmackvolles, preiswertes und den Gewohnheiten der Benutzer nicht widerstrebendes Hausgerät. Bei allen solchen Bemühungen wird natürlich die wirtschaftliche Organisation weit wichtiger sein als die ästhetische.

In München ist bei dem Opfertag auch das Kunstgewerbe, das dort ja eine große Rolle spielt, zur Mitarbeit herangezogen worden. Entwerfende Künstler und ausführende Firmen hatten für den guten Zweck eine große Menge guter kunstgewerblicher Arbeiten gestiftet, die entweder in den von Künstlern eingerichteten Ständen verkauft oder verlost wurden. Dieser Vorgang verdient deshalb unsere Beachtung, weil sich hier eine Gelegenheit bot auch solche Kreise, die gewöhnlich gar kein Interesse für diese Dinge haben, mit gutem Kunstgewerbe bekannt zu machen. Gerade durch die Verlosung wird manches gute Stück in solche Kreise gelangt sein, die wohl seine Eigenschaften zu schätzen wissen, aber die nicht die Mittel übrighaben, um es auf dem üblichen Weg zu erwerben. Der Pariser Stadtrat hat 20 000 Francs für eine Kunstgewerbeausstellung bewilligt, die 1917 in Paris stattfinden soll. Es dürfte sich nach dem in Aussicht genommenen beschränkten Ausstellungsraum nur um ein kleines Unternehmen handeln, das den notleidenden Pariser Möbelfabrikanten helfen soll. Von einer umfassenden Kunstgewerbeausstellung kann während des Krieges in Frankreich natürlich noch viel weniger die Rede sein als vorher.

Bekanntlich sind gerade in den Jahren vor dem Krieg mehrere Pläne die Leistungsfähigkeit des französischen Kunstgewerbes zu zeigen gescheitert. Indes, vielleicht hat der Krieg, mit seinem gewaltigen Aufschwung der allgemeinen Gesinnung, hier eine Wandlung vorbereitet. Man kann bei den Franzosen in mancherlei Dingen auf Überraschungen gefaßt sein, und es wäre wohl möglich, daß dieses Land aus alter Tradition heraus zu neuen Formen kommt, wenn auch bei der geplanten Ausstellung der sogenannte Art Nouveau ausdrücklich ausgeschlossen sein soll.

× **Münzen und Marken** ×
 Unter der Führung Menadiers, des Leiters der Münzsammlung im Berliner Museum, haben sich Freunde der deutschen Sch a u m ü n z e unter diesem Namen zu einem Verein zusammengetan, um auf Ereignisse des Weltkriegs und seine hervorragenden Persönlichkeiten Sch a u m ü n z e n in Silber, Erz und Eisen gießen zu lassen. Bisher ist schon eine ganze Zahl dieser Sch a u m ü n z e n erschienen, und es hat sich gezeigt, daß wir gar nicht so arm an Talenten auf diesem eigenartigen Gebiet sind. Auch die Ausführung dieser Münzen, besonders in dem erst durch den Mangel an Kupfer neubelebten Eisenguß, ist recht befriedigend. Durch die neue Portoerhöhung ist die Ausgabe von neuen Postwertzeichen nötig geworden. Wenn auch zugegeben werden muß, daß bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit keine neuen Entwürfe geschaffen werden konnten, so ist man doch darüber verblüfft, was hier wieder bei der Auswahl der Farben und der Änderung des Hintergrunds geleistet oder vielmehr verfehlt worden ist. Zum Vergleich braucht man nur die neuen bayrischen Marken anzusehen. Dabei ist nicht einmal erreicht worden, daß eine Verwechslung der neuen Wertzeichen mit den alten erschwert werde; sowohl die neue 15 wie die neue 2½ Pfennig-Marke kann sehr leicht mit der alten 3 Pfennig-Marke, die ja für Drucksachen dauernd in Verwendung bleibt, verwechselt werden. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß Bayern aus Furcht vor der ästhetischen Verschlechterung seiner Postwertzeichen so eigensinnig auf seinem Reservat besteht, so wäre es doch hoch an der Zeit, daß mit oder ohne Hilfe des Werkbunds, der ja die Verbesserung des Aussehens unserer Postwertzeichen

in sein Programm aufgenommen hat, hier eine Wandlung eintrete. Jedenfalls wäre es sehr zu wünschen, daß Deutschland sich in seinen Briefmarken nicht dauernd von seinen Nachbarstaaten, namentlich von Frankreich, beschämen läßt.

×

Kurze Chronik In Leipzig ist Julius Zöllner, 83 Jahre alt, gestorben. Er war ursprünglich Kaufmann, beschäftigte sich aber seit vielen Jahren nur noch mit dem Sammeln von altem Kunstgewerbe, besonders von Zinn. Seine Kenntnisse auf diesem Gebiet wurden von Fachleuten hoch gewertet, und das Leipziger Kunstgewerbemuseum schätzte sich glücklich, als es ihm gelang die Zöllnersche Zinnsammlung, eine der wertvollsten der Welt, zu erwerben. Zöllner hat auch sonst viel für die Entwicklung der Leipziger Museen, besonders des Kunstgewerbemuseums, getan. × Im Oktober soll im Berliner Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung von Eisengüssen stattfinden, zu der wohl die durch die Beschlagnahme des Kupfers herbeigeführte Neubelebung der Eisengußtechnik den eigentlichen Anstoß gegeben hat. × Die Gewerbehalle in Kassel hat durch ein Preisausschreiben einen Entwurf für einen Kriegergrabstein gewonnen. Der einfache Stein von recht guten Proportionen kann mit Inschrift und einer Verzierung von Gußeisen für 60 Mark angefertigt werden. Die Kasseler Gewerbehalle hat den Steinmetzen ihres Bezirks die Werkzeichnung für diesen Stein kostenlos zur Verfügung gestellt.

DIVERSA

Polemik

Brunners angeblicher Determinismus In der philosophischen Rundschau der Sozialistischen Monatshefte (1916, 1. Band, pag. 295 ff.) befinden sich einige Zeilen über Constantin Brunners Lehre, die auf Grund der Moebius'schen Studie geschrieben sind und eine Entgegnung notwendig machen. Brunner soll danach ein »Anhänger der deterministischen Auffassung« sein. Für Brunner ist aber der Wille nicht ein Seelenvermögen in scholastischem Sinn sondern eine der Spezifikationen des relativen praktischen Bewußtseins, diejenige nämlich, in der sich der einzelne seiner selbst als bewegend bewußt wird. Nirgends auch ist in der Lehre

die Rede von der Freiheit des »Bewußtseins des Wollens«, was ein überhaupt nicht zu verstehender Unsinn wäre. Wohl aber heißt es auf Seite 763, und die nachfolgende Stelle wird die in der erwähnten Besprechung gemachten Angaben am besten in das richtige Licht rücken, wie folgt: »Es ist tatsächlich Freiheit vorhanden, für unser Bewußtsein des Wollens nämlich: das isoliert in uns bewußt werdende Wollen erscheint sich frei, ohne daß doch wahrhaft Freiheit vorhanden ist, wie auf der Stelle einleuchtet, sobald man sich darauf besinnt, daß das Wollen eine der drei Spezifikationen sei, in denen wir unserer Bewegung innerwerden. Wir sind nicht frei und nicht unfrei, wir sind Bewegung, bewegt und bewegend, und dessen werden wir mit Bewußtsein inne, und zwar . . . unseres Bewegens derartig, als besäßen wir Freiheit des Bewegens. Dieses des Bewegens als eines freien Innerwerden und Freiheit des Bewegens ist gar sehr zweierlei. Unser Bewegen, das ist unser Tun, und mithin unser Wollen (das Bewußtsein unserer virtuellen oder potentiellen Bewegungsenergie) ist unfrei: denn es hängt ab von unserm Bewegtsein, dessen wir im Fühlen innerwerden. Nur im Fühlen werden wir des Bewegtseins inne, im Wollen werden wir uns unseres Bewegens inne; und weil wir nicht der Abhängigkeit unseres Bewegens innerwerden, schon allein deswegen halten wir unser Wollen für frei und glauben mit Freiheit handeln zu können. Nein, so denn doch nicht. Aber ein anderes, was zugrunde liegt, will erkannt sein: Nicht zwar mit Freiheit handeln wir, und am wenigsten in dem Sinne der populären Willensfreiheit, wonach wir handeln könnten, wie wir wollen . . ., aber selbständige Macht des Handelns oder Bewegens ist tatsächlich in uns! Selbständig insoweit, wieweit wir ein Teil der allgemeinen Bewegung sind, freilich durchaus abhängig von der übrigen Bewegung, die aber ebenso auch ihrerseits abhängig ist von diesem unserm Teil der Bewegung. . . Für unser isoliertes Bewußtsein des Wollens ist seine Freiheit das Richtige, die doch für die abstrakt wissenschaftliche Besinnung als das ganz und gar Verkehrte sich herausstellt. . . Die Überzeugung von unserer Freiheit des Wollens ist ganz fest in unserm Bewußtsein des Wollens und wird darin immer ganz fest bleiben. . . Warum denn auch nicht? Es verhält

sich damit genau wie mit dem Schein des geozentrischen Standpunktes oder des Ruhens der Erde, der für den Gesichtssinn niemals kann aufgegeben werden, wohl aber für das wissenschaftliche Denken. Für das wissenschaftliche Denken existiert nicht die Frage »Ruht unsere Erde, oder bewegt sie sich?« und ebensowenig die andere Frage »Ist das Wollen frei oder nicht?«.

Was bleibt nun noch von den gegen Brunner vorgebrachten Behauptungen? Mit den »Argumenten Brunners zugunsten der Unfreiheit des Willens« gleich denen »aller anderen, ihm verwandten Verfechter der deterministischen Lehre« ist es nicht anders bestellt. Es trifft auch nicht zu, »daß Brunners Bewußtsein des Wollens von dem Wollen als solchem [1], das ihm mit dem Bewegungsakt identisch ist, scharf unterschieden wissen will«. Das wäre das selbe, als wenn man behauptete, daß, wie man genau wisse, Brunner beispielsweise, wenn er sich etwas kauft, niemals dafür bezahlt, indem er mit dialektischer Scharfsinnigkeit dem Verkäufer demonstriert, er habe, weil er bezahlen wollte, so gut wie bereits bezahlt. Und Brunners scharfe Unterscheidung des Bewußtseins des Wollens von dem Wollen als solchem?! Davon steht in der Lehre auch nicht ein Sterbenswörtchen. Umgekehrt lehrt Brunner ja gerade, daß wir uns im Wollen unseres Bewegens bewußt werden. An den »schöpferischen und spontanen Impulsen« aber, die aus solchem Bewußtsein »quellen« sollen, kann dabei mit Stillschweigen vorübergegangen werden, wie auch daran, daß Brunner, für den, wie gesagt der »eigentliche Wille« gar nicht existiert, eine »fälschliche« Auffassung des »Willensaktes« haben soll.

Wenn die besprochenen Zeilen schließlich durch den Satz »Diese Vermengung hätte Brunner mit Leichtigkeit vermieden, wenn er sich nicht darauf versteift hätte um jeden Preis monistisch zu denken« zum Ausdruck bringen wollen, daß Brunners Denken in der Einheit wurzele, so ist das richtig. Nicht richtig aber ist, daß das bei Brunner gleichsam auf eigensinniges Vorurteil (er »versteift« sich »um jeden Preis«) zurückzuführen sei. Wohl aber ist sein Werk in Begründung, Aufbau und Durchführung von so durchdringendem, wissenschaftlichem Geist getragen, daß zwar einige wenige Zeilen, noch dazu auf Grund einer Schrift darüber, an

seiner Bedeutung nichts zu ändern vermögen, jedoch nicht unberichtigt bleiben dürfen, wenn sie geeignet sind Irreführendes zu verbreiten. ERNST LORENZ

X
 Brunners Also: »Nirgends auch ist
 Determinismus in der Lehre die Rede von
 der Freiheit des »Bewußt-
 seins des Wollens«, was ein überhaupt
 nicht zu verstehender Unsinn wäre.
 Wohl aber heißt es auf Seite 763 . . . :
 »Es ist tatsächlich Freiheit vorhanden,
 für unser Bewußtsein des Wollens näm-
 lich: das isoliert in uns bewußt wer-
 dende Wollen erscheint sich frei, ohne
 daß doch wahrhaft Freiheit vorhanden
 ist . . .« Mit anderen Worten: Der
 Verfasser der Zuschrift will den Kritiker
 für die verzwickte und widerspruchs-
 volle Denkweise seines Meisters Con-
 stantin Brunner verantwortlich machen.
 Wollte man sich, freilich, an den Wort-
 laut der Brunnerschen Sätze halten, so
 wäre nichts weiter als ein »nicht zu ver-
 stehender Unsinn« herausgekommen.
 Aber für jeden unvoreingenommenen
 Verstand, dem es nicht genügt auf sei-
 nen Meister zu schwören, sondern der
 sich über das Gelesene Rechenschaft ab-
 legen will, muß es klar sein, daß die Be-
 wegung schlechthin und deren mit Be-
 wußtsein Innewerden nicht ein und das
 selbe sein können. Was für einen Sinn
 hätte es sonst zu sagen, »das isoliert in
 uns bewußt werdende Wollen erscheint
 sich frei?« Wem sollte denn das Wol-
 len »frei erscheinen«, wenn nicht einem
 von ihm sich scharf unterscheidenden
 Etwas, das außerhalb seiner steht und
 fähig ist ihm als Subjekt zu dienen? An
 diesem Subjekt - Objekt - Verhältnis än-
 dert der reflexive Ausdruck sich Er-
 scheinen absolut nichts. Denn in er-
 kenntnistheoretischer Hinsicht macht es
 gar keinen Unterschied, ob das Eigene
 oder das Fremde den Inhalt des Ob-
 jekts konstituiert; Hauptsache ist dabei,
 daß eine Korrelation gegeben ist, mö-
 gen die Glieder dieser Relation stam-
 men, woher auch immer. In diesem sich
 Erscheinen des Wollens nun liegt offen-
 bar eine derartige Korrelation vor, das
 Wollen als Objekt des Erscheinens ist
 nicht mehr das selbe wie das Wollen als
 Subjekt des Erscheinens, und das eben
 meinte ich, als ich zwischen dem Be-
 wußtsein des Wollens und dem Wollen
 als solchem eine Grenzlinie zog. Wer
 aber behaupten will, daß das Wollen sich
 erscheinen kann, ohne dabei eine Ent-
 zweiung seines Wesens zu erleiden und
 sich selber vollständig entfremdet zu

werden, der redet wirklich einen »nicht zu verstehenden Unsinn« und legt eine große Naivetät in Fragen des Erkennens an den Tag. Und selbst wenn man zugibt, daß die Freiheit »wahrhaft« nicht vorhanden ist, daß sie bloß »erscheint«, muß denn nicht die scharfe Unterscheidung zwischen der Scheinbarkeit und der Wahrhaftigkeit notgedrungen die entsprechende scharfe Unterscheidung zwischen dem Bewußtsein des Wollens (das sich frei dünkt) und dem Wollen als solchem (das in Wahrheit unfrei ist) voraussetzen?

Freilich muß man schon sagen, daß Brunner sich einer Ausdrucksweise zu bedienen beliebt, aus der man nicht gut klug werden kann. Bald heißt es an einer Stelle: »Wir sind nicht frei und nicht unfrei, wir sind Bewegung, bewegt und bewegend.« Bald wiederum an einer andern: »Unser Bewegen, das ist unser Tun, und mithin unser Wollen ist unfrei.« Oder wenn Brunner weiter unten sich folgendermaßen ausdrückt: »Weil wir nicht der Abhängigkeit unseres Bewegens innerwerden, schon allein deswegen halten wir unser Wollen für frei und glauben mit Freiheit handeln zu können. Nein, so denn doch nicht. Aber ein anderes, was zugrunde liegt, will erkannt sein: Nicht zwar mit Freiheit handeln wir . . . , aber selbständige Macht des Handelns oder Bewegens ist tatsächlich in uns!« Usw. Ich verstehe nicht, wozu alle diese genialischen Purzelbäume dienen sollen, wo es sich doch um einen alten deterministischen Gedanken handelt, der sich sehr einfach ausdrücken läßt. Und zwar besteht dieser Gedanke darin, daß unser Wollen ein natürlicher Bewegungsvorgang ist, der einerseits von anderen Bewegungsvorgängen bestimmt wird, andererseits aber auf andere Bewegungsvorgänge bestimmend wirken kann. Solange wir nun unser Augenmerk auf das Wollen als einen bestimmenden Faktor richten, dünken wir uns frei; erwägen wir aber den Umstand, daß dieser bestimmende Faktor seinerseits von anderen notwendig bestimmt wird, so erkennen wir, daß er unfrei ist. Dieses Erkennen ist zugleich dasjenige, was das Wesen der sogenannten wissenschaftlichen Betrachtungsweise konstituiert.

Gegen diese wissenschaftliche Betrachtungsweise trat ich eben in meiner Kritik der Brunnerschen Konzeption auf. Wenn der Verfasser der Zuschrift die

nötigen Konsequenzen gezogen hätte, so hätte er ein anderes verstanden, nämlich, daß es vom Standpunkt einer streng wissenschaftlichen Betrachtung aus nicht nur keine Freiheit des Willens sondern kein Bewußtsein überhaupt geben kann, aus dem einfachen Grund, daß Bewußtseinsvorgänge keinen Gegenstand der Beobachtung und somit auch nicht den der wissenschaftlichen abgeben können. Der beobachtende Verstand hat notgedrungen immer ein anderes, Fremdes vor sich; das Bewußtsein als ein Eigenes, Fürsichseiendes muß seinem Blick verborgen bleiben. Und weil er von Natur aus sich in einer Relation zu seinem Objekt befindet, da eben durch das Moment des Beobachtens die Relativität notwendig gesetzt wird, so kann er aus der Bedingtheit nicht heraus, und er ist nicht imstande das Spontane zu fassen. Da er ein Glied einer Relation bildet, die ihrerseits in ein Netz unzähliger anderer Relationen verstrickt ist, und sich somit nur als Teil unter Teilen weiß, so muß ihm das in sich abgeschlossene und sich selbst genügende Ganze des Bewußtseins fremd bleiben. Es ist nur Sache der Konsequenz, wenn er die Freiheit des Willens in Abrede stellt. Wer aber das Bewußtsein als ein Fürsichseiendes anerkennt, wie es eben jedes unmittelbare Empfinden tun muß, der muß auch die Freiheit des Willens zugeben, die eben nur die Absolutheit und Auf sich gestelltheit des individuellen Bewußtseins zum Ausdruck bringt.

Aber diese Freiheit, wird man sagen, steht doch in einem eklatanten Widerspruch zu den Tatsachen der objektiven Erfahrung, die überall nur Bedingtheit und Abhängigkeit aufweist.

Aber diese durchgängige Bedingtheit der objektiven Erfahrung, möchte ich erwidern, steht doch in einem eklatanten Widerspruch zu der Tatsache des individuellen Bewußtseins, das sich immer und überall als Absolutes und Fürsichseiendes weiß.

Ist denn nicht die Tatsache der innern Erfahrung ebenso unerschütterlich wie die der äußern, und haben wir denn irgendwelchen stichhaltigen Grund die zweite der ersten vorzuziehen? Warum sollen wir denn nicht einfach anerkennen, daß hier ein Gegensatz in der Natur der Dinge selber liegt, statt daß wir den Tatsachen Gewalt anzutun versuchen, um sie in eine einheitliche Formel zu pressen?

RAPHAEL BELIGMANN